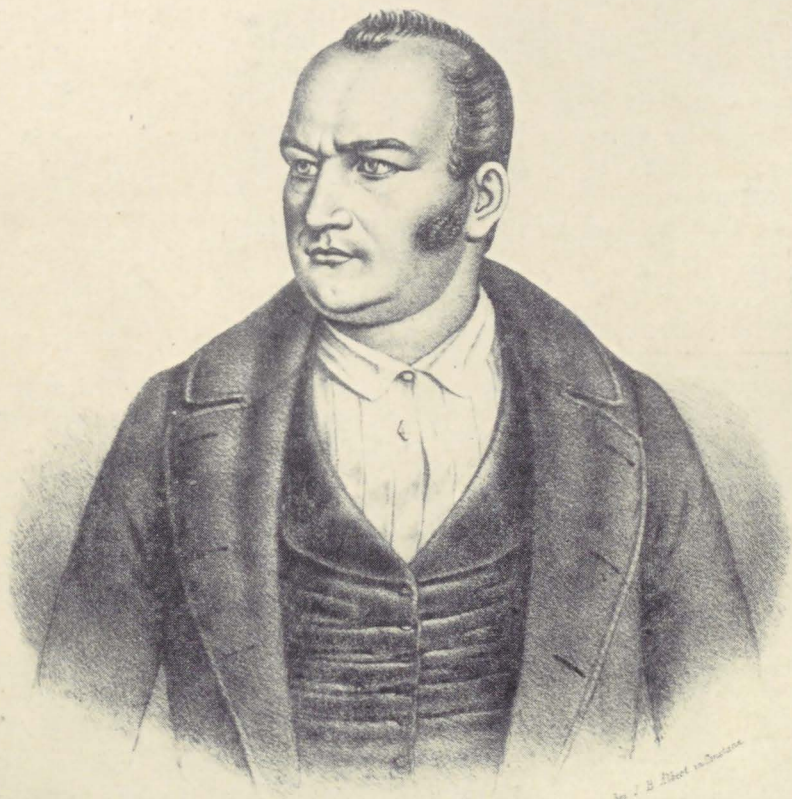


BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

54. Jg., Heft 2, Juni 1974

M 1459 F



Zeich. nach ein. Action von J. B. Fickler selbstgemacht.

Mein Heimatland mein Heimatland!
J. Fickler.

Josef Fickler (1808—1865)

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND
54. Jahrgang / Heft 2, Juni 1974

INHALT

Herausgegeben im Auftrag des
Landesvereins
Badische Heimat e. V.
für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt

Freiburg i. Br., Tel. 73724
Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Mitglieder des Redaktionsaus-
schusses: Dr. Otto Beutenmüller,
Bretten, Dr. L. Döbele, Säckingen, Dr.
R. Feger, Freiburg, W. Hensle, Lahr,
Dr. E. Strobel, Karlsruhe

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis
für Einzelmitglieder. . . DM 25.—

Einbanddecken zu DM 4.50 für den
Jahrgang 1973 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung
und Verbreitung behält sich der
Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an den Landesverein
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für un-
verlangte Manuskripte und Be-
sprechungsstücke wird keine Haftung
übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins
Postsparkonto Karlsruhe 16468
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 370437
Städt. Spark. Freiburg, Girokonto. 2003201

Gesamtherstellung und
Anzeigenverwaltung
Verlag G. Braun, 7500 Karlsruhe 1
Karl-Friedrich-Str. 14-18
Tel. *26951 Telex 07826904 vgb d

Klischeeherstellung:
Schuler & Co., Freiburg/Br.
Kartäuserstraße 50

- Josef Ficklers Rolle in der dritten badischen Volkserhebung
Von Alfred Diesbach, Konstanz 193
- Dreimal krachten 1849 die Salven der preußischen
Pelotons am alten Friedhof in der Wiehre bei Freiburg
Von Hellmuth Wetz, Freiburg 221
- Sommer
Gedicht von Peter Assion 248
- Reichenau, Reichenauer Festvortrag, gehalten am
5. Mai 1974 zum 1250. Jubiläum der Klostergründung
Von Friedrich Prinz, Saarbrücken 249
- Reichenau
Gedicht von Paul Sättele 264
- Mundart auf der Bühne? Vortrag zum 50jährigen
Bestehen der Alemannischen Bühne Freiburg im Breisgau
Von Gerhard W. Baur, Freiburg 265
- Lob der Reichenau. Ermenrich von Ellwangen um 850,
aus dem Lateinischen übersetzt von Scheffel 270
- Volksbrauch und Verein
Von Heinz Schmitt, Weinheim/Stuttgart 271
- s Veieli
Gedicht von Gerhard Jung 280
- Zum 75. Geburtstag von Richard Gäng 281
- An Richard Gäng
Gedicht von Karl Kurrus 282
- Gedichte von Richard Gäng:*
Alemannesproch / Trachtmaidli 282
Tanne in der Stadt / Der Schatten / Der Keulenschlag 283
Im Herbst 284
- Der Ausbruch
Erzählung von Richard Gäng 285
- Das Steinkohlenbergwerk Berghaupten unter
C. A. Ringwald
Von Gustav Albiez, Freiburg 291
- Buchbesprechungen 309
-

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

54. Jahrg. 1974, Heft 2

Josef Ficklers Rolle in der dritten badischen Volkserhebung

Alfred Diesbach, Konstanz

Am 3. Mai 1848, wenige Tage nach dem Zusammenbruch der ersten badischen Volkserhebung, schrieb Robert *Blum* an seine Frau: „*Hecker* und *Struve* haben das Land verraten nach dem Gesetz — das wäre eine Kleinigkeit; aber sie haben das Volk verraten durch ihre wahnsinnige Erhebung; es ist mitten im Siegeslauf aufgehalten; das ist ein entsetzliches Verbrechen.“

Das Urteil Robert *Blums*, einer der bedeutendsten Führerpersönlichkeiten der Linken im Vorparlament und in der Nationalversammlung, wurde zum Urteil der Geschichte.

Dennoch blieben im Volke die Namen Friedrich *Hecker* und Gustav *Struve* romantisch verklärt und ohne jegliche Einbuße. So, als hätten sie dem Volke all das erstritten, was sie in Wort und Schrift versprochen hatten und so, als hätten sie im Kampfe gegen die Bundestruppen Beispiele hervorragender Tapferkeit gegeben.

Der klägliche Abschied Friedrich *Heckers* von der Revolution, seine Flucht nach dem Gefecht auf der Scheideck, sein eitles Hofhalten im schweizerischen Muttenz und das Unterlassen ernster Versuche, ins Badische zurückzukehren — wie es für seine Kampfgefährten selbstverständlich war — wurde einfach nicht zur Kenntnis genommen.

Nicht zur Kenntnis genommen wurde auch das völlige Versagen *Struves* in der ersten Volkserhebung, vor allem im Gefecht bei Günterstal (24. 4. 48), der geradezu selbstmörderische Putsch vom 21. September

48 zu Lörrach und das gefährliche Gegenpiel gegen die Regierung *Brentano* vom Landesauschuß, vom „Klub des entschiedenen Fortschritts“ und von der konstituierenden Landesversammlung aus während der dritten Volkserhebung (Mitte Mai bis Anfang Juli 1849). — Dagegen sind die Namen all derer fast völlig untergegangen, die tatsächlich „Blut und Gut“ zu opfern bereit waren und die auch in den gefährlichsten Situationen und gegen vielfache Übermacht standfest blieben und Beispiele großer Tapferkeit zeigten.

Zu diesen zu Unrecht Vergessenen zählen vor allem der Literat Dr. *Kaiser*, der Hofgerichtsadvokat Ignaz *Vanotti*, der Arzt Eduard *Vanotti*, der Kommissionär Nepomuk *Katzenmayer* und der Kaufmann Karl *Zogelmann* — alle aus Konstanz, alle Mitglieder der äußersten Linken und alle an der ersten badischen Volkserhebung vom April 1848 beteiligt.

Daß aber auch die Erinnerung an Josef *Fickler*, den Herausgeber der radikalen „Seeblätter“ und die überragende Führernatur im Seekreis, völlig erloschen ist, ist kaum faßbar.

Weder in seiner Heimatstadt Konstanz, noch in Mannheim, in dem es einen 48er-Platz gibt und viele Straßen, die nach den bedeutendsten Teilnehmern der Erhebungen von 1848 und 1849 benannt sind, wird man den Namen Josef *Fickler* finden.

Josef *Fickler* war einer der ältesten, ehrlichsten und zuverlässigsten Republikaner.

Und nicht zu Unrecht schrieb der in Karlsruhe akkreditierte preußische Gesandte von Armin am 15. März 1848 über ihn: „Er steht an der Spitze der werdenden Republik.“

Schon im Jahre 1832 — im Alter von 24 Jahren — gründete er seine erste Zeitung, das ungemein aggressive „Konstanzer Wochenblatt“. Im Gegensatz zu den damaligen Verkündungsblättern war es quicklebendig geschrieben und im Stofflichen immer aktuell und aufregend. Da die „Konstanzer Zeitung“ immer schön im Rahmen braver Staatsbürgerlichkeit blieb, hatte der Zensur genügend Zeit, sich des „Konstanzer Wochenblatts“ anzunehmen. Und er tat es mit solcher Gründlichkeit und Ausdauer, daß Josef Fickler schon nach einem Jahr sein geliebtes Kampfblatt aufgeben mußte.

Drei Jahre danach machte Josef Fickler seine berühmt gewordenen „Seeblätter“ auf, die sich konsequent zu einem der wichtigsten Organe des politischen Radikalismus entwickelten.

Nur ein Mensch, der von politischer Leidenschaft erfüllt war und den es drängte, über das gedruckte Wort der Presse Menschen anzusprechen, konnte die Opfer auf sich nehmen, die zwangsläufig mit der Herausgabe einer Zeitung verbunden waren.

Am 14. Juni 1844 veröffentlichte Josef Fickler in seinen „Seeblättern“ eine „Erklärung an das Publikum“. Seit dem Jahre 1837 habe er aus eigener Tasche etwa 3000 fl. zugeschossen. Die Zahl der Abonnenten müsse sich zumindest auf 600 (sechshundert) bis 700 (siebenhundert) erhöhen, ansonsten sei er gezwungen, auch dieses zweite Blatt aufzugeben. (Da die „Seeblätter“ weiter erschienen, muß angenommen werden, daß er die Abonnentenzahl auf etwa 700 steigern konnte.)

Seine Artikel in den „Seeblättern“, seine Diskussionsbeiträge im Großen Bürgerschuß und seine Reden in den Volksversammlungen waren die eine Seite dieses un-

ermüdligen Mannes, die andere war seine Agitation für die deutschkatholische Bewegung, die von Ronge ausgegangen war — und — allerdings ohne sichtbaren Erfolg — eine neue Reformation an „Haupt und Gliedern“ versuchte¹).

Wie im Leben Friedrich Heckers, der 1847 unvermittelt sein Landtagsmandat niederlegte und einen Urlaub in Algerien — und nicht im nahen Odenwald oder im Schwarzwald verbrachte — so gab es auch im Leben Josef Ficklers geheimnisvolle Dinge, die so gar nicht in das Lebensbild dieses Mannes passen und kaum noch aufgeklärt werden können. In seinem groß angelegten Werk über die Revolution von 1848 und 1849 weist Veit Valentin (I 346) darauf hin, daß Josef Fickler Ende des Jahres 1847 Konstanz verlassen habe, nach dem Rheinland gegangen sei, um von dort aus nach Amerika auszuwandern.

Die Abwesenheit von Konstanz hat Josef Fickler selbst bestätigt. Einen Artikel „Was uns zuerst not tut“ in Nr. 58 der „Seeblätter“ (8. März 48) leitete er mit den Worten ein: „Ferne von der geliebten Heimat erhalten wir heute am 3. März die Kunde von der Wiederherstellung der Preßfreiheit in Baden.“ Und am 10. März (Nr. 60 der „Seeblätter“) konnten die Leser in einem von ihm gezeichneten Leitartikel lesen: „Seit fast dreimonatlicher Abwesenheit nach Hause zurückgekehrt, habe ich des Guten und Schlimmen viel gefunden.“

Mit hoher Wahrscheinlichkeit war der Auswanderungsplan Josef Ficklers eine Finte. Man kann mit viel Recht annehmen, daß Fickler in dem Vierteljahr, das er im Rheinland verbrachte, nicht untätig herumsaß, sondern — weil seine überaus aktive Natur es so verlangte — tüchtig und umsichtig in Revolution machte.

Die Radikalen des Rheinlandes — vor allem die progressiven Gruppen in Köln — waren entweder unter den Einfluß der „wahren Sozialisten“ oder des „Bundes der



Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860) Generalvikar und Bistumsverweser

Kommunisten“ geraten. Ihre Führer hatten unmittelbaren Kontakt mit *Marx* und *Engels*, die in jenen Wochen im nahen Brüssel ihren Wohnsitz hatten.

Es ist kaum vorstellbar, daß *Josef Fickler* den Sturm der Kölner Arbeiterschaft auf das Rathaus (3. März 1848) nicht miterlebte, und ebenso wenig ist denkbar, daß er mit

den Initiatoren — dem Arzt *Dr. Gottschalk* und den beiden ehemaligen Offizieren *Anneke* und *Willich* — nicht in Verbindung getreten ist.

Nur dieses Vertrautsein kann erklären, daß August *Willich* mit Josef *Fickler* am 7. April nach Karlsruhe gekommen war und daß *Willich* zwei Tage danach den auf der Flucht nach Konstanz befindlichen Gustav *Struve* in Offenburg treffen und mit diesem und einigen andern Verschwörern zunächst nach Donaueschingen und dann nach Konstanz reisen konnte, wo ihm sofort das Amt des obersten militärischen Führers der imaginären Revolutionsarmee übertragen wurde. So viele Zufälle gibt es auch in revolutionären Zeiten nicht.

Bleibt zu sagen, daß sich in Begleitung von *Struve* und *Willich* ein ebenfalls aus dem Rheinland stammender Revolutionär namens *Doll* befand, der Kontaktmann zwischen *Struve* und Georg *Herwegh* war, der das Werden und den Aufbau der Pariser deutschen Legion genau beobachtet und darüber *Struve* berichtet hatte — und der nun, sicher sehr bedacht, in den militärischen Stab der ersten Erhebung genommen wurde.

Obwohl das deutsche Eisenbahnnetz um 1848 noch sehr unbedeutend war und die meisten Reisen mit der Postkutsche unternommen werden mußten, waren die revolutionären Hauptagitatoren auffallend viel unterwegs.

Es spricht sehr viel dafür, daß Josef *Fickler* in jenen etwas umdunkelten Monaten um die Jahreswende 1847/48 auch mit Johann Philipp *Becker* in Verbindung getreten ist.

Mit jenem Johann Philipp *Becker*, der seine bürgerliche Laufbahn in Frankenthal/Pfalz als einfacher Bürstenbinder begann, dessen aufpeitschende Reden 1832 auf dem Hambacher Fest in ganz Deutschland Aufsehen erregten, der sich vor den Assissen in Zweibrücken glänzend und sehr mutig verteidigt hatte, der sich darnach im schweize-

rischen Biel zum Großunternehmer hochgearbeitet hatte, Schweizer Bürger wurde und trotz seines starken „kapitalistischen“ Engagements mit nie erlahmender Leidenschaft das „System“ bekämpfte²⁾.

Johann Philipp *Becker* gab die Zeitschrift „*Revolution*“ heraus, die im Sinne des Radikalismus so brillant geschrieben war, daß die schweizerischen Behörden — ganz im Gegensatz zu den geltenden Grundsätzen — scharf gegen sie vorgingen, eine Milderung der Tendenz und den neuen Namen „*Evolution*“ erzwangen.

Die politisch bedeutendste und auch augenfälligste Leistung Johann Philipp *Beckers* war die Aufstellung der Bieler deutschen Legion, deren Aufgabe es sein sollte, bei der erwarteten Volkserhebung in Baden die Freischaren zu unterstützen³⁾.

Im Gegensatz zur Pariser deutschen Legion des Georg *Herwegh* war die Bieler deutsche Legion hervorragend organisiert, sehr gut bewaffnet und in allen Teilen diszipliniert. Ihre Instruktooren waren Schweizer Offiziere und Unteroffiziere. Mit den Konstanzer Schützen bildete *Beckers* Legion die militärische Elite der ersten badischen Volkserhebung.

Als Friedrich *Hecker* und Gustav von *Struve* am 11. und 12. April 1848 zu Konstanz die Fahne der Revolution entrollen wollten, da waren wohl der aus Posen stammende *Willich*, der Rheinpreuße *Doll*, der aus Holstein gekommene *Bruhn* und der württembergische Abgeordnete *Mögling* zugegen; doch es fehlte gerade der Mann, der die fast messianische Hoffnung aller Republikaner und das Trauma der Konstitutionellen war: Josef *Fickler*⁴⁾.

Josef *Fickler*, geb. um den 6. Februar 1808 zu Konstanz, war der Prototyp des Menschen aus dem alemannisch-schwäbischen Grenzgebiet: urwüchsig, kernig, derb, bald versonnen, bald elementar aufbrechend, hinreißend in seiner plastischen Darstellungsgabe, stark vom Gefühl bestimmt, aber auch



Gustav (von) Struve, Freischarenführer in der ersten badischen Volkserhebung vom April 1848

begabt, die strukturellen Beziehungen des geistigen und gesellschaftlichen Lebens zu erkennen.

Er liebte sein Volk, und sein Volk liebte ihn.

Wenn Josef Fickler als Redner angekündigt war, strömten die Bauern und Handwerker zu Tausenden in seine Kundgebungen. Und im Überschwang der Gefühle wurde ihm immer wieder versichert, daß sie zu Tausenden und aber Tausenden sich um ihn scharen würden, wenn er das Signal zum Aufbruch in die Revolution gebe.

Das wußte auch Karl Mathy, lange der Führer der Opposition in der Ständeversammlung und viele Jahre mit Fickler freundschaftlich verbunden. Aber Karl Mathy wollte die Revolution, diese Revolution, nicht. Zumindest seit dem Auszug der Radikalen aus dem Vorparlament war Karl Mathy klar, daß er unter allen Umständen und mit allen Mitteln, auch solchen, die jenseits der Legalität lagen, die Verwirklichung der in Frankfurt durch Hecker und Struve vorgetragenen Forderungen verhindern müsse⁵⁾.

Er mußte die stärkste Symbolfigur der Revolution aus dem Spiele nehmen. Das war nicht *Hecker*, und es war auch nicht *Struve*. Das war allein *Josef Fickler*.

Am 8. April 1848 veranlaßte *Karl Mathy* die Verhaftung *Josef Ficklers* auf dem Bahnhof zu Karlsruhe. Damit hatte die Revolution, bevor sie begonnen hatte, ihre schwerste Niederlage erlitten.

Wilhelm Blos und andere Autoren haben sich darüber gewundert, daß sich *Josef Fickler* widerstandslos abführen ließ und nicht auf seine Immunität als Abgeordneter hingewiesen habe. Nun: *Josef Fickler* war nicht Mitglied des badischen Landtags. Weder die *Konstanzer Presse* („*Seebblätter*“, „*Konstanzer Zeitung*“ und „*Tagesherold*“) noch *Lorenz Brentano*, der den Rechtsschutz *Ficklers* sofort übernahm, haben je auf die Immunität hingewiesen⁷).

Ein Jahr, ein Monat und ein Tag mußten vergehen, bis *Fickler* vor das Sondergericht in Freiburg kam — und freigesprochen wurde⁸).

Das war am 9. Mai 1849. *Josef Fickler*, trotz der Härte der Untersuchungshaft ungebrochen, mußte dem, was sich in ihm angestaut hatte, freien Raum geben. Vom Gericht eilte er zum Hotel „*Föhrenbach*“ und hielt, wie eh und je, eine flammende Rede, die, wie *Struve* in seinen Memoiren schilderte, vor allem auf die anwesenden Soldaten einen nachhaltigen Eindruck machte und sie veranlaßte, am 10. Mai auf dem Schloßberg eine Kundgebung zu veranstalten.

Zuvor war aber schon viel und Entscheidendes geschehen:

Am 16. April durfte *Amalie Struve*, die tapfere und sehr gescheite Weggenossin *Gustav Struves*, den Turm zu Freiburg, in dem sie lange eingekerkert worden war, wieder verlassen und zu ihrem Manne reisen, der, wie viele andere, in den Kasematten von Rastatt festgehalten wurde.

Am 1. Mai forderte der provisorische Landesausschuß der Volksvereine die Bevöl-

kerung auf, sich so rasch wie möglich zu bewaffnen⁹).

Am 4. Mai lud der prov. Landesausschuß die Volksvereine zu einem allgemeinen Landeskongreß nach Offenburg ein, der auf den 12. Mai festgesetzt war; ihm sollte am 13. Mai eine allgemeine Volksversammlung folgen.

Am 6. Mai erging vom Landesausschuß ein Aufruf an die Soldaten, in dem auf den bevorstehenden Kampf gegen die großherzogliche Regierung hingewiesen wurde und die Soldaten aufgefordert wurden, zum Volk zu stehen.

Am 8. Mai erklärte sich die äußerste Linke der Nationalversammlung (*Paulskirche*) mit dem badischen Landesausschuß solidarisch und rief ebenfalls zum Kampfe mit der Waffe auf¹⁰).

Am 9. Mai — an dem Tag, an dem *Josef Fickler* in Freiburg freigesprochen wurde — fand auf dem Exerzierplatz zu Rastatt eine Solidaritätskundgebung zwischen dem Militär und der Bürgerwehr statt.

Am Tage danach (10. Mai) trafen sich Militär und Bürgerschaft erneut zu einem revolutionären Rütli-Schwur. Die Sprecher des Militärs erklärten, die Garnison Rastatt werde die Einladung des Landesausschusses annehmen und an der Offenburger Versammlung mit einer angemessenen Deputation teilnehmen. Das Treffen, das bei der *Gromerschen Brauerei* stattfand, umfaßte 5000 Teilnehmer.

Am 12. Mai wurden *Struve* und *Blind*, deren Anwesenheit in Rastatt wie ein schwebender Funke über einem Pulverfaß wirkte, von den Kasematten nach dem Zuchthaus Bruchsal gebracht. Fast zur selben Stunde — auch ohne *Struve* und *Blind* — kam es in der Garnison zur offenen Rebellion.

Die Landesversammlung zu Offenburg, die durch Kuriere mit allen wichtigen Punkten des Landes, vor allem mit Rastatt, verbunden war, nahm die Kunde von der Rastatter Militärrebellion mit Begeisterung



Der Rufmann reinigend.
J. Fickler.

Josef Fickler (1808–1865), Herausgeber des „Konstanzer Wochenblattes“ (1832/33) und der „Seeblätter“ (1836/49)

entgegen und forderte im Überschwang der Siegesgefühle den sofortigen Rücktritt der Regierung *Bekk-Dusch* und — als sich die ersten Nachrichten aus Rastatt bestätigten — die Bildung einer neuen (großherzoglichen)

Regierung unter dem Vorsitz des Hofgerichtsadvokaten *Lorenz Brentano*, des Vorsitzenden des (republikanischen) Landesausschusses.

Die Offenburger Tage vom 12. und 13.

Mai waren gut vorbereitet; es sollte nichts dem Zufall überlassen werden. Und so ging Antrag auf Antrag programmgemäß über die Bühne: Wahl zu einer konstitutionellen Landesversammlung, sofortige Entlassung aller politischen Gefangenen, Volksbewaffnung, freie Offizierswahl, Beseitigung der Verwaltungsbürokratie.

Tendenzen, die schon in den Offenburger Versammlungen von 1847 und 1848 erkennbar waren, wurden nun sehr prägnant formuliert: unentgeltliche Abschaffung der Grundlasten, Errichtung einer Nationalbank für Gewerbe, Ackerbau und Handel gegen das Übergewicht der großen Kapitalisten, progressive Einkommensteuer und Bildung eines Landespensionsfonds für arbeitsunfähig gewordene Bürger¹¹).

Josef Fickler ist am 12. und 13. Mai 1849 nicht in Offenburg gewesen. Das ist kaum faßbar. Haben ihn gesundheitliche oder familiäre Gründe ferngehalten oder war er geflissentlich oder aus Versehen nicht eingeladen worden? Oder waren die Wunden, die ihm vor einem Jahre auf der Offenburger Volksversammlung vom 19. März 1848 zugefügt worden waren, noch nicht vernarbt? Die Meinung von Hans Blum („Die deutsche Revolution 1848—49“ — S. 428), Fickler habe sich um die Offenburger Veranstaltungen „herumgedrückt“ paßt nicht in das Bild Josef Ficklers, nicht in sein prinzipielles Lebensprogramm und nicht zu dem, was Fickler in diesen Tagen an Aufgaben auf sich nahm. —

Nach einer recht beschwerlichen Reise, bei der nur die Strecke Offenburg—Karlsruhe mit der Bahn, der weitaus größere Teil vom Bodensee über den Schwarzwald bis Offenburg mit der Postkutsche zurückgelegt werden mußte, war Fickler am Abend des 15. Mai 49 in Karlsruhe, in der Stadt, in der er 13 Monate zuvor verhaftet und für die politische Entwicklung unschädlich gemacht worden war. („Seeblätter Nr. 118.)

Das Karlsruhe vom Mai 1849 bot ein ver-

hängnisvolles Bild. Zwischen Brentano und Peter einerseits, die in ruhiger und bedachter, einfühlsamer und rücksichtsvoller Arbeit vor allem zur Bürokratie und zum verbliebenen Offizierskorps ein positives Verhältnis suchten, und Gustav Struve andererseits taten sich immer größer werdende Klüfte auf. Er, Struve, fanatischer denn je, wollte rollende Köpfe, eine totale Umbildung von Staat und Gesellschaft und eine bedingungslose Konfrontation gegenüber allem Gestrigen sehen. Er wollte die absolute Revolution.

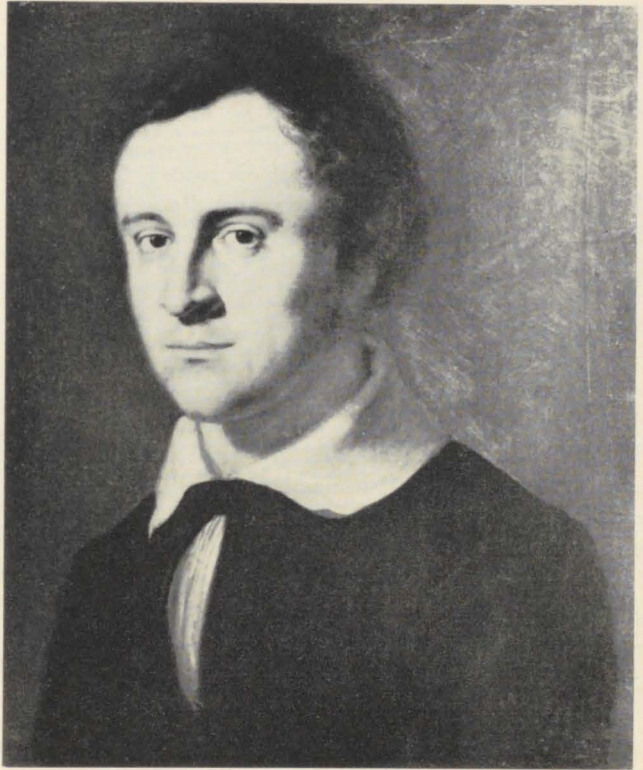
In seinem Rechtfertigungsbericht „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden“ macht Struve kein Hehl daraus, wie groß der Abstand zwischen ihm und den „Leisetretern“ Brentano und Peter war: „Brentano und Peter haben nichts geleistet, was das Volk berechtigen konnte, von ihnen zu erwarten, sie würden Forderungen so radikaler Natur, wie sie in Offenburg — am 12. und 13. Mai — gestellt wurden, durchzuführen.“ (S. 161)

Struve ist sich völlig im klaren darüber, wen er als Bundesgenossen benötigt hätte und wer kraft seiner revolutionären Energie dem Drama von Karlsruhe eine besondere Note gegeben hätte:

„Von Männern unterschiedener Färbung, welche das Volk kannte und denen es vertraute, war nur Fickler genannt.“ (Ebenda)

Josef Ignaz Peter, der im März 1848 zur Beschwichtigung des Seekreises zum Direktor der Seekreisregierung ernannt worden war, kannte Fickler sehr genau; er kannte seine Vitalität, seine Dynamik, seine geheimdiplomatischen Neigungen und seine Rücksichtslosigkeit.

Nach der Flucht des Großherzogs, der Minister und vieler Abgeordneter (14. Mai 49) mußte irgend eine Institution geschaffen werden, die die Staatsgeschäfte auf dem laufenden hielt. Brentano und Peter, die seit dem 13. Mai unbestritten die Anwärter auf Regierungsämter waren — entweder auf



Hofgerichtsadvokat Ignaz Vanotti wurde wegen der von ihm ausgegangenen Vorbereitung der Volkserhebungen vom Mai 1848 an steckbrieflich verfolgt

großherzogliche oder auf republikanische — bildeten eine Exekutivkommission, zu der sie den ehemaligen Offizier *Eichfeld* und den Finanzpraktikanten *Amand Goegg* beizogen. Für *Gustav Struve* und *Josef Fickler* war in diesem Viermännerkollegium kein Platz. *Struve* hatte sich sehr bemüht, *Fickler* als Finanzminister in die „Vollziehungsbehörde“ zu bringen. Der Landesausschuß konnte sich jedoch nicht entschließen, das Finanzministerium *Josef Fickler* zu übertragen¹²).

Die Anwesenheit *Josef Ficklers* in Karlsruhe wurde dennoch bald spürbar. Zwar konnte er im ersten Anlauf den Posten des Präsidenten des Landesausschusses nicht erobern; aber er wurde, wie *Struve*, zum Vizepräsidenten bestellt.

Dieser Landesausschuß war, wenn *Brentano* oder *Junghanns* den Vorsitz führten, ein sehr diszipliniertes und vernünftig argumentierendes Parlament; aber er wurde zum radikalen „Wohlfahrtsausschuß“, wenn *Fickler* und *Struve* Anträge einbrachten und begründeten.

Lorenz Brentano sah dem extremen Tun von *Fickler* und *Struve* mit viel Ruhe zu. Und *Struve* selbst mußte kleinlaut bekennen: „Da jedoch schon am folgenden Tag die Zusammensetzung des Landesausschusses eine andere war, so wurde, namentlich wenn *Brentano* mit Ungestüm darauf drang, ein bereits gefaßter Beschluß zurückgenommen oder unbeachtet zur Seite gesetzt.“ (a. a. O. Seite 173 f).

Brentano, der sehr bewußt und sehr ge-

schickt die Gegenspieler des Landesausschusses (*Fickler* und *Struve*) ins Leere laufen ließ, mußte damit rechnen, daß es früher oder später zum großen Eklat kommen würde.

Als die Eidesformel für die auf die revolutionäre Regierung zu verpflichtenden Beamten und Offiziere festzulegen war, kam es zu dieser schon lange erwarteten dramatischen Auseinandersetzung zwischen den beiden Parteien.

Brentano wünschte eine Fassung, die auch von den Beamten akzeptiert werden konnte, für die es schwer war, den früher geleisteten Eid einfach zu annullieren und den Landesausschuß und die Vollziehungsbehörde als neuen Dienstherrn zu verstehen und anzuerkennen¹³).

Der leidenschaftlichen Beredsamkeit *Ficklers* und der Logik *Struves* gelang es zunächst, den Landesausschuß für die von ihnen vorgeschlagene Fassung zu gewinnen.

Das war für *Brentano* ein willkommener Anlaß, seine Macht auszuspielen. Er erklärte, seine Ämter in der Vollziehungsbehörde (Ministerium des Innern und Ministerium des Äußeren) zur Verfügung zu stellen, wenn der Landesausschuß auf der Beibehaltung der *Struve-Fickler-Formel* beharre.

Daraufhin war der Landesausschuß bereit, den ersten Beschluß aufzuheben und die Eidesformel *Brentanos* gutzuheißen.

Brentano hatte gesiegt. Es war jedoch ein Pyrrhus-Sieg. *Fickler*, auch hier hellwach, wies nach, daß die Geschäftsordnung größtenteils verletzt worden war und verlangte für sich, was sich zuvor *Brentano* zugebilligt hatte. Trotz „endgültiger“ Abstimmung und des „unumstößlichen“ Abstimmungsergebnisses stellte *Fickler* den Antrag, die *Struve-Fickler-Formel* möge zumindest beim Militär Anwendung finden. Der Antrag wurde vom Präsidium angenommen und durch erneute Abstimmung des Landesausschusses zum Gesetz erhoben.

Dieses Tohuwabohu in den obersten Gremien des neuen Staates, die immer größer werdende Spannung zwischen Landesausschuß und dem „Kabinett“, das sich beharrlich „Vollziehungsbehörde“ nannte, und die Feindschaft zwischen dem Kreis *Brentano* und der Gruppe *Fickler-Struve* beunruhigte all die, die diese neue Ordnung mit erkämpft hatten und sie — jeder an seinem Platze — mit Überzeugung zu vertreten versuchte.

Wie notwendig es war, die Öffentlichkeit zu beruhigen, bewies der Aufruf:

Der Landesausschuß an die Bewohner Badens

Böswillige haben das Gerücht verbreitet, die Mitglieder des Landesausschusses befänden sich in Zwiespalt. Wir erklären dieses Gerücht für unwahr und fordern alle Freunde des Vaterlandes auf, ihm keinen Glauben zu schenken.

Die Mitglieder des Landesausschusses:

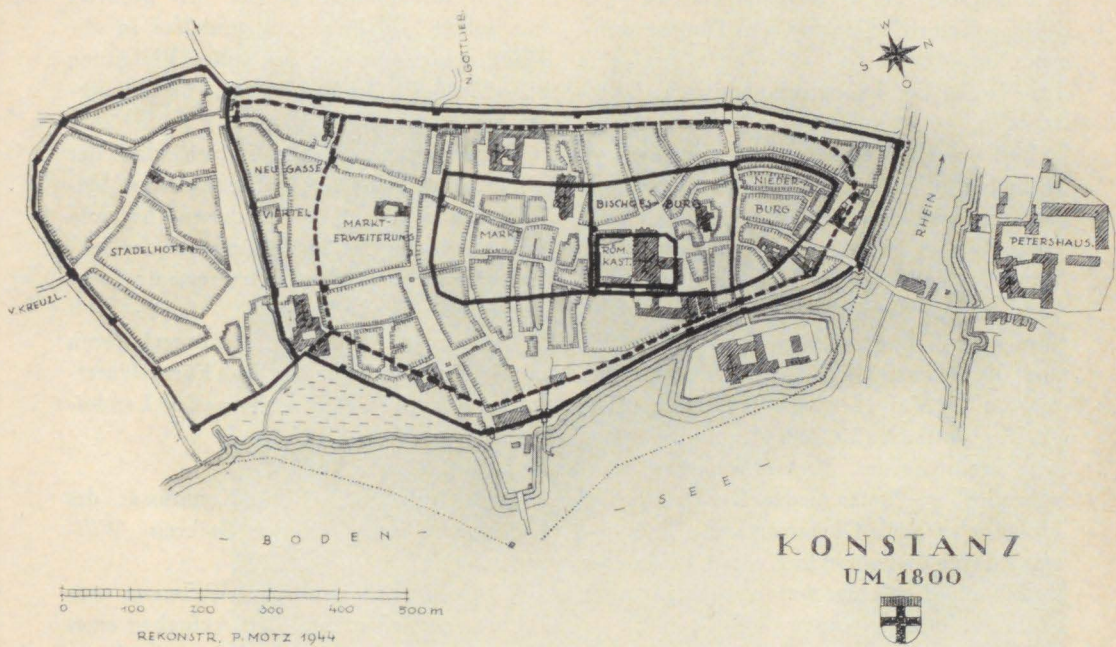
Bannwart, *Brentano*, Cordel, Degen, Eichfeld, *Fickler*, Goegg, Happel, Henneka, Hoff, Junghanns, Rehmann, Richter, Stay, Steinmetz, *Struve*, Werner, Willmann, Ziegler

Karlsruhe, den 16. Mai 1849

Am 18. Mai 1849 ist Josef *Fickler* in Freiburg, um der Vereidigung der Beamten beizuwohnen. Der Hintergrund des feierlichen Aktes muß noch sehr bewegt gewesen sein. Ein Korrespondent der *Seebblätter* bekundete dies in einer Notiz vom 18. Mai so:

„Diesen Morgen rückten sämtliche noch im Oberlande befindlichen badischen Truppen hier ein, dabei auch die halbe Batterie, die gestern den Württembergern nachzog. Die widerspenstigen Offiziere wurden gefänglich von den Soldaten hertransportiert und sind jetzt in Untersuchung. Das Leib-Infanterie-Bataillon ist um 9 Uhr hier abgereist und zwar nach Karlsruhe.“

Über diesem ersten öffentlichen Auftreten Josef *Ficklers* als Mitglied und Vizepräsident des Landesausschusses lagen auch sonst noch sehr schwere Schatten.



Das Stadtbild von Konstanz hatte sich seit der Hochblüte im Mittelalter kaum verändert

Als der Zivilkommissär *Heunisch* die zu vereidigenden Beamten aufrief, fehlten der Hofgerichtspräsident *Litschgi*, Hofgerichtsdirektor *Woll*, Regierungsdirektor von *Marschall*, die Finanzräte *Nombride*, *Stephani*, von *Kageneck* und *Bannwarth*, der Landamts-Vorstand *Jägerschmid*, Lyzeumsdirektor *Nokk*, Oberforstmeister von *Drais*, Bürgermeister von *Rotteck*, die Amtmänner *Maier* und *Wetzel*, Professor *Schwörner* usw. Die Geistlichkeit fehlte ganz. „Doch mögen sie — so der Berichterstatter der ‚Seebblätter‘ — als Diener der Kirche sich weder als Staats- noch als Gemeindebeamten, die allein geladen waren, angesehen haben und dadurch entschuldigt sein.“

Doch eine Genugtuung hatte *Josef Fickler* an diesem von Diskrepanzen beherrschten Tage. Er konnte den „Bürger“ *Willmann* aus *Pföhren*, einen der zuverlässigsten, treuesten und fähigsten Kampfgenossen aus dem

Seekreis als Zivil- und Militärkommissär des Oberrheinkreises und des Seekreises vorstellen.

Welch Vertrauen *Willmann* im Landesauschuß und in der Vollziehungsbehörde genoß, erhellt eindeutig aus dem Ernennungs-Dekret vom 16. Mai 1849:

„Bürger *Willmann* aus *Pföhren*, Mitglied des Landesauschusses, erhält die *ausgedehnteste Vollmacht* in der Stadt *Freiburg* und im ganzen Oberrheinkreise, die Zeitbewegung zu organisieren, zu diesem Behufe Unterbevollmächtigte zu ernennen und alle durch den Drang der Verhältnisse gebotenen Maßregeln zu beschließen und ins Werk zu setzen. Es wird sich derselbe mit dem Bürger *Heunisch* in *Freiburg* ins Benehmen setzen. Sollten die Verhältnisse es erfordern, so wird diese Vollmacht auch auf den *Seekreis* ausgedehnt¹⁴⁾).

Beigegeben als Unterkommissär ist ihm Bürger Heinrich *Ganther* von Donaueschingen. Im Namen der Exekutivkommission: Brentano.

Für Josef *Fickler* war es gut, daß er *Willmann* allein nach Konstanz reisen ließ. Dies ersparte ihm Enttäuschung und Verdruß. Wie in Freiburg nahm *Willmann* sofort die Vereidigung der staatlichen und kommunalen Beamten vor. Zunächst schien alles gut zu laufen. Bürgermeister *Hüetlin* und die Beamten der Kreisregierung leisteten am 19. Mai 1849 den Eid. Doch schon ein Tag darnach (20. Mai) legten die höheren Beamten der Seekreisregierung ausnahmslos ihre Ämter nieder. Die Richter des Hofgerichts und Oberamtmann *Fieser* sowie Polizei-Assessor *von Hennin*, beide vom Bezirksamt Konstanz, waren schon gar nicht zur Vereidigung erschienen.

Durch Verfügung vom 20. Mai 1849 wurden der Geheime Regierungsrat *Fromberz*, die Regierungsräte von *Friedrich*, *Manz* und *Eisenlohr* und der Reg.-Assessor *Götzmann* — alle von der Regierung des Seekreises — sowie der Domänenverwalter *Cavallo* (Raddolfzell) entlassen.

Ein Tag später (21. Mai) mußten Assessor *Graf von Hennin*, Oberamtmann *Fieser*, beide vom Bezirksamt Konstanz, und Bezirksamtmann *Hübsch* von Stühlingen zur Kenntnis nehmen, daß auch sie fristlos entlassen waren.

Am 22. Mai mußte auch Oberamtmann von *Faber*, der Vorsteher des Bezirksamtes Überlingen, seine Stelle aufgeben.

Kommissär *Willmann* hielt es für richtig, der Bevölkerung des Seekreises von diesem umfassenden und entscheidenden Revirement Kenntnis zu geben:

An das Volk des Seekreises!

Die Kollegial-Mitglieder der großherzoglichen Regierung des Seekreises haben ihre Funktionen am gestrigen Tage niedergelegt.

Der Landeskommissär für den Seekreis hat sofort die Regierungsgeschäfte in die Hand genommen und die nötige Einleitung zur schleunigen Wiederbesetzung der erledigten Stellen getroffen.

Derselbe wird alles aufbieten, daß der bisherige geregelte Geschäftsgang keine Unterbrechung erleidet. In dieser Aufgabe unterstützt ihn das übrige Personal der Seekreisregierung, welches im Interesse des Landes seine Stellen beibehält.

Habt darum Vertrauen, Bürger! Denn nur in Euerm Vertrauen und Eurer Unterstützung ruht die Förderung des Landeswohls.

Konstanz, 21. Mai 1849

Der Zivil- und Militär-Kommissär des Landesausschusses für den Seekreis: *Willmann*.

Während sich *Andreas Willmann* aus Pföhren redlich mühte, den Aufgaben eines Kommissärs so gut wie möglich nachzukommen, wurde für Josef *Fickler* die Arbeit immer schwerer. Hören wir *Gustav Struwe*: „Die Sitzungen des Landesausschusses wurden mittlerweile immer unerquicklicher. Sehr häufig waren die Mitglieder der Vollziehungsbehörde bei denselben nicht anwesend und griffen hinterher dessen Beschlüsse an. Wartete man auf die Minister, so ging viel Zeit unnütz verloren. Allgemein empfand man, daß der Landesausschuß und die Vollziehungsbehörde unmöglich lange noch zusammenarbeiten können. *Brentano* ging in seinem Übermute so weit, daß er einmal im Landesausschuß geradezu erklärte, er sei Mannes genug, den ganzen Landesausschuß verhaften zu lassen. Als er hierüber namentlich von *Fickler* auf das entschiedenste zur Rede gestellt wurde, hatte er die Stirne, geradezu abzuleugnen, was er in Gegenwart von beiläufig 14 Männern ausgesprochen hatte.

Fickler drohte bei dieser Gelegenheit, ohne weiteres von Karlsruhe abzureisen, um in dem Seekreise zu wirken. Mit Mühe wurde



Die hölzerne und überdachte alte Konstanzer Rheinbrücke

der Streit beigelegt, welcher übrigens in den Gemütern aller tiefer blickenden Männer höchst unangenehme Gefühle zurückließ.“ (Struve S. 193 f).

Andreas Willmann, der von den bewährten Konstanzer Achtundvierzigern nicht gerade mit lauten Jubelrufen empfangen wor-

den war und der sich ständig der sehr gefährlichen Front der entlassenen oder freiwillig ausgeschiedenen höheren Beamten gegenüber sah, hatte klaren Kopf behalten und Mut gezeigt.

Das mag der Grund gewesen sein, daß Willmann in der letzten Maiwoche nach

Karlsruhe geholt wurde, um den linken Flügel des „regierenden Landesausschusses“ zu verstärken, dessen letzte und wichtigste Aufgabe es war, sich aufzulösen und eine *provisorische Regierung* zu bilden¹⁵). In einer Proklamation vom 1. Juni 1849 wird die Begründung zum einen und zum andern Beschluß so dargetan: „Das Vaterland ist in Gefahr. Die Zeit drängt zu rascher Tat. Eine zahlreiche Versammlung, wie unser Landesausschuß, ist *nicht* geeignet den großen Kampf der Befreiung Deutschlands, der uns bevorsteht, mit der erforderlichen Kraft durchzuführen. Darum haben wir einmütig eine *provisorische Regierung* gewählt, welche in sich die gesamte Gewalt des Landesausschusses und der Vollziehungsbehörde vereinigt.

Unsere Wahl fiel auf die Bürger:

Lorenz Brentano

Amand Goegg

Josef Fickler

Ignaz Peter

Franz Sigel.

Wir selbst haben unsere Kräfte zur Verfügung dieser provisorischen Regierung gestellt. Wir werden dieselbe mit voller Überzeugung und allem Nachdruck unterstützen und fordern zugleich das gesamte Volk in Baden auf, dem Rufe dieser wackeren Männer zu folgen, zu der provisorischen Regierung zu stehen, nicht zu wanken, bis der Sieg der Freiheit errungen ist.

Hoch lebe das große, das einige, das freie deutsche Vaterland!

Karlsruhe, den 1. Juni 1849

Der regierende Landesausschuß: Unterschriften.“

Nach einer leidenschaftlichen und an Opfern reichen Kampfzeit von über zwanzig Jahren war nun Josef Fickler in eine Stellung eingerückt, von der er endlich die Möglichkeit hatte, seine politischen und gesellschaftlichen Programme durchzusetzen.

Die Jahre, in denen ihn die Zensur mehr als einmal an den Rand des Ruins gebracht hatte, die Jahre endloser Preßprozesse und das bittere Jahr der Untersuchungshaft im Zuchthaus Bruchsal sollten rasch vergessen und alle Kraft den Zukunftsaufgaben zugewandt werden. Sein Tun würde nicht nur dem Lande Baden gelten, seine Aufgabenstellungen waren gesamtdeutsch.

Zunächst würde er im benachbarten Württemberg mit den dortigen Gesinnungsfreunden den Widerstand gegen die Demokratisierung und das engere staatspolitische Zusammenfinden — wie es auch mit der bayerischen Rheinpfalz geplant war — energisch brechen müssen.

Wie der immer revolutionierende (und missionierende) Josef Fickler sich diese außenpolitische Aufgabe vorstellte, spricht deutlich aus einem Bericht der „Seeblätter“ (S. 593): *Reutlingen*. Die Versammlung am 27. (Mai 1849) war von 49 Oberämtern und 202 Volksvereinen besucht. Der Abg. *Becher* präsiidierte. Von Baden waren *Fickler* (Konstanz) und *Hoff* (Mannheim) gekommen. Es wurden 64 Vertrauensmänner gewählt, die die Forderungen der Versammlung der Kammer der Abg. und dem Ministerium überbringen sollen. Diese Forderungen sind:

1. Ungesäumte Anerkennung und tatkräftige Durchführung des reichsgesetzlich bereits bestehenden Bündnisses mit allen Reichsländern, also auch mit Baden und mit der Rheinpfalz.

2. Unverzögliche Rückberufung der Truppen aus ihrer Angriffsstellung an der badi-schen Grenze und Verweigerung des Ein- und Durchmarsches von Truppen, die nicht auf die Reichsverfassung beeidigt sind, insbesondere Nichteinlassung von solchen Truppen in die Festung Ulm.

3. Als baldige Bewaffnung des ganzen Volkes, um jeden Angriff der Reichsfeinde bestehen und jeden deutschen Bruderstamm gegen dieselben schützen zu können.



Die Konstanzer Marktstätte

4. Sofortige öffentliche und feierliche Beidigung des Heeres, sowie aller weltlichen und geistlichen Beamten.

5. Amnestie für alle politischen Angeeschuldigten oder Gefangenen.

Ficklers Bemühen war es, die württembergischen Truppen, die bei der ersten badi-

schen Volkserhebung vom April 1848 für die badischen Freischaren eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hatten und im Verein mit badischen und hessischen Linienregimentern dem Freischarenzug der *Hecker*, *Struwe*, *Sigel*, *Mögling* und *Willich* ein rasches Ende bereitet hatten, zu neutralisieren oder

gar zu Bundesgenossen der Republik Baden zu machen. — Josef *Fickler* wußte, daß er rasch handeln müsse und daß nur vom württembergischen Militär her die starre Haltung des Königs und der Widerstand des Kabinetts *Römer* gebrochen werden könne.

Noch am Abend des 31. Mai 1849, am Vorabend seines Eintritts in die prov. Regierung, fuhr er mit der Zuversicht eines nimmermüden Optimisten gen Stuttgart. Den Schwaben würde er es schon zeigen!

Aber wer es wem zeigte, erfuhren die betroffenen Leser der „Seeblätter“ am 4. Juni so: „*Konstanz*, 4. Juni 1849. Gestern brachte uns die Abendpost die betrübende Nachricht, daß unser wackerer Mitbürger *Josef Fickler in Stuttgart verhaftet* worden sei.

Fickler war anerkannt einer der tätigsten und entschlossensten Männer im Landesausschuß. Seiner Energie und weisen Mäßigung hat man es vorzugsweise zu danken, daß das durch die feige Flucht des volksverräterischen Ministeriums so sehr gefährdete Land nicht in unabsehbares Verderben gestürzt wurde. —

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß unverzüglich die geeigneten Schritte getan werden, um *Ficklers* Freilassung zu bewirken und ihm eine glänzende Genugtuung zu geben. Vertrauensvoll haben wir uns an den schwäbischen Bruderstamm gewendet, daß er uns unterstütze im heiligen Kampfe für Deutschlands Freiheit. Unmöglich kann dies die Antwort sein, daß man uns den *besten Bürger* entreißt . . .“

Der Verhaftung *Ficklers* in Stuttgart am 2. Juni 1849 fehlte genau wie seiner Verhaftung in Karlsruhe am 8. April 1848 alles Heroische. *Josef Fickler*, seit dem 14. Mai Mitglied des Landesausschusses, seit dem 26. Mai Mitglied der „Geheimen Kriegskommission“ und seit dem 1. Juni Mitglied der provisorischen Regierung in Baden, wurde in Stuttgart wie ein Zechpreller oder wie ein Taschendieb in polizeiliche Obhut genommen. Der „Württem-

bergische Beobachter“ (nachgedruckt in den „Seeblättern“ S. 617) kannte die Einzelheiten:

„Diesen Morgen, unmittelbar vor der Kammersitzung, welche um 10 Uhr begann, wurde das Mitglied des regierenden Landesausschusses von Baden, *Fickler*, hier verhaftet.

Derselbe trat eben, nichts ahnend, aus dem Laden des Kleiderhändlers *Schwinghammer* in der Marktstraße, wo er sich zum Schutze gegen die furchtbare Hitze eben einen Sommerrock gekauft hatte und wieder in die Droschke steigen wollte, in welcher er hergefahren war, als der Polizeikommissär *Bullinger* mit einem Polizeisoldden ebenfalls zu ihm in den Wagen stieg, mit den Worten: ‚Mein Herr, ich fahre mit Ihnen.‘ Der Polizeikommissär befahl dem Droschkenführer, vor das Gebäude der Stadtdirektion zu fahren. —

Fickler wurde in das Gebäude der Stadtdirektion geführt. Nach einem Aufenthalt von kaum vier Minuten wurde er in den Wagen zurückgebracht, begleitet von dem Polizeikommissär *Kegele* und dem Polizeisoldden *Eßlinger*, und im raschen Lauf der Pferde zum Königstor hinausgefahren. Vor der Abfahrt, da sich bereits zahlreiche Gruppen um das Stadtdirektionsgebäude gesammelt hatten, rief *Fickler* noch aus dem Wagen: ‚Bürger, sagt *Seeger* und *Becher*, daß *Fickler* soeben verhaftet worden ist.‘ — *Kegele* erwiderte hierauf: ‚Herr *Seeger* ist Stadtdirektor.‘ *Fickler*: ‚Gut, so sagt es dem Abgeordneten *Seeger*.‘ — Die Droschke fuhr Ludwigsburg zu, in dessen Nähe bekanntlich der *Hohenasperg* liegt . . .“ Der „Württembergische Beobachter“ schloß seinen Bericht mit den Sätzen: „Wir haben gehört, man wolle seine Verhaftung dadurch zu rechtfertigen suchen, daß man behauptet, *er habe Geld unter die Soldaten ausgeteilt*. Aber wir sind der lebendigen Überzeugung, daß diese Behauptung völlig unbegründet ist. Streut man doch bereits



Das Gemeindehaus der Stadt Konstanz — war der Schauplatz vieler politischer Entscheidungen in den Jahren 1848 und 1849

das abenteuerliche Gerücht aus, *Fickler* habe zu diesem Zwecke 5000 fl. bei sich geführt. Ja selbst an dieser Behauptung hat man in dieser Stadt, diesem reaktionären Sodom, nicht genug. Bereits breitet man aus, *Fickler* sei mit vielen tausend Gulden unterschlagener

Gelder eben auf der Flucht begriffen gewesen. Zu welchen Lügen ist man in dem hiesigen Sumpfe nicht fähig!

Uns scheint der Grund der Verhaftung sehr einfach. Man wollte diesen in Baden freigesprochenen, von seinem Volke zu den

höchsten Ehren erhobenen Mann aus dem Wege haben, weil man im jetzigen Augenblicke seine Anwesenheit fürchtete.“ —

Am 3. Juni teilte ein Korrespondent aus Stuttgart den „Seebblättern“ mit, daß die Verhaftung auf Veranlassung der gestürzten (!) badischen Regierung erfolgt sei.

„Die württembergische Regierung erkennt also die landesflüchtige Regierung von Baden noch als faktische Regierung an! — Die Kammer wird zu diesem Akt nicht schweigen, denn wir haben selbst angestellte Juristen gehört, die denselben eine Reichsverletzung nannten und die deshalb der Überzeugung waren, die Freiebung *Ficklers* müßte nach dem ersten Verhör vor dem ordentlichen Richter erfolgen. Übrigens ist *Fickler* wirklich auf den Hohenasperg geführt worden und zwar mittels der Eisenbahn in Begleitung des Herrn Oberpolizeikommissärs *Kegele*, eines Landjägers und sechs Mann Militär.“ —

Die Art und Weise, in der *Josef Fickler* in Stuttgart verhaftet wurde, konnte von der prov. Regierung in Karlsruhe nur als Affront, als beleidigende Mißachtung und als Demütigung betrachtet werden. Das Rumpfkabinet mit *Brentano*, *Goegg*, *Sigel* und *Peter* mußte, wenn es sich nicht der Lächerlichkeit preisgeben wollte, sofort und hart reagieren.

Das Rumpfkabinet hielt es für richtig, sich nicht an die württembergische Regierung, sondern unmittelbar an die württembergische Bevölkerung zu wenden:

„Im Namen des Volkes in Baden

Die provisorische Regierung

An das Volk in Württemberg

Deutsche Mitbürger!

Der vom Volksverräter *Karl Mathy* im vorigen Jahr verhaftete und unter der vorigen, nun schmähsch geflohenen badischen Regierung dreizehn Monate grundlos im Kerker gehaltene Bürger *Josef Fickler*, eben einmütig durch den Landesausschuß in die

provisorische Regierung gewählt, ist nach eingetroffenen sicheren Nachrichten gefangen genommen und auf den Asperg geführt worden.

Württemberg! — Es ist ein Deutscher, es ist Euer Mitbürger, Euer Bruder, den Ihr auf der Reutlinger Volksversammlung lieb gewonnen habt, es ist ein Mitglied der badischen Volksregierung, welche für die Freiheit nicht bloß des badischen, nein, des ganzen deutschen Volkes, welche auch für Eure Freiheit kämpft, an den königliche Schergen Hand angelegt haben. Werden Euch jetzo die Augen aufgehen, werdet Ihr jetzt erkennen, daß die Könige, selbst wenn sie die Reichsverfassung beschworen haben, ihr Wort, kein Wort zu halten, erfüllen? — Württemberg, deutsche Brüder! — Werdet Ihr solch niederträchtigen Verrat an der Sache des Volkes, an der Sache Deutschlands dulden? — Nein, Ihr werdet dies nicht! Ihr werdet Euch erheben wie ein Mann, Ihr werdet eine Regierung mit den Waffen in der Hand verjagen, welche auf so deutliche Weise zeigt, daß sie Gegnerin der Sache des deutschen Vaterlandes ist. Wir werden unsererseits mit den entschiedensten Mitteln die Freilassung unseres Mitbürgers, des Mitgliedes der obersten badischen Regierungsbehörde, verlangen und zu verwirklichen suchen. Wir werden nötigenfalls diesen Schritt Eurer Regierung als eine Kriegserklärung gegen uns, gegen die deutsche Sache betrachten, und mit den Waffen in der Hand Genugtuung verlangen.

An Euch ist es, mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen. Ihr seid unsere Brüder, Eure Regierung ist unser Feind; ihr werden wir das Schwert entgegenhalten!

Auf denn, Männer des Schwabenlandes, geht mit uns in den Kampf. Das Volk wird siegen, die Rebellen mit den Kronen werden vernichtet werden!

Karlsruhe, den 3. Juni 1849

L. Brentano — Goegg — Sigel — Peter“



Das Konstanzer Regierungsgebäude am Rheintorturm war Sitz der Seekreisregierung

Der „Klub des entschiedenen Fortschritts“, der stark unter dem Einfluß von Johann Ph. Becker, dem Oberkommandanten der Volkswehren, Böhning, dem Kommandanten der Flüchtlingskolonne, und dem Sozialisten Wilhelm Liebknecht stand, forderte von der Regierung, „die durchgreifendsten Maßregeln zur Befreiung des Bürgers Fickler (zu) treffen.“

Die Regierung Brentano dazu: „Wegen der Verhaftung unseres Mitbürgers Fickler haben wir sogleich an das württembergische Volk den energischsten Aufruf erlassen, wir haben ferner den Abgeordneten Raveaux — (der am 5. Juni Mitglied der bad. prov. Regierung geworden war —), nach Stuttgart gesandt, um zur Befreiung Ficklers alle möglichen Schritte zu tun, insbesondere der württembergischen Regierung zu erklären, daß wir die Verhaftung Ficklers als eine Kriegserklärung ansehen und darnach handeln werden.“

Professor Dr. C. B. A. Fickler, der Bruder Josef Ficklers, schrieb in seinem Buche „Rastatt 1849“ (Seite 86 f): „Hat man den Höhenzug erreicht, der von Schönbuch bis zum unteren Neckar sich erstreckt, so sieht man, wo die Straße gegen Schwiberdingen, die erste Poststation, abfällt, rechts die Festung Hohenasperg über einen Berg von Weinreben hervorragend.“

„Da oben sitzt auch einer, der so bald nicht wieder loskommen dürfte“, sagte der Engländer. „Obgleich es mein Bruder ist“, war meine Erwiderung, „weiß ich ihn lieber da oben als im Lande unten, wo ihn sicher die Kugel erreichen würde!“

Zu dieser Resignation war C. B. A. Fickler gekommen, nachdem er tagelang versucht hatte, mit zuständigen Stellen Stuttgarts wegen seines Bruders Josef in Verbindung treten zu können — und immer mehr oder minder schroff abgewiesen worden war.

Die 5000 fl., die Josef Fickler so oder so an sich gebracht haben soll, geistern noch

immer durch einen Teil der Sekundärliteratur und durch Zeitungsartikel.

Wieviel Geld aus der Staatskasse Josef Fickler wirklich bei sich trug, als er am 1. Juni 1849 nach Stuttgart fuhr, können wir einer absolut sicheren und einwandfreien Quelle, nämlich dem „Großherzoglich Badischen Anzeigebblatt für den Seekreis 1849“ (Konstanz-Verlag und Druck der J. Stadlerschen Buchdruckerei) entnehmen.

Auf Seite 1332 ist dies zu lesen: „Konstanz. (Öffentliche Vorladung). In Sachen der großh. Generalstaatskasse -Klägerin- gegen den ehemaligen Redakteur Josef Fickler zu Konstanz, Beklagten, Rückforderung betreffend. (Nr. 23 705).

Hat die Klägerin unterm 15. v. M. folgende Klage erhoben: Der Beklagte war, wie allbekannt, ein sehr tätiger Teilnehmer an der letzten Empörung, wie auch an der früheren, er konnte deshalb mit vollem Rechte gleich den übrigen Teilnehmern wegen Ersatzes des dem Staate hierdurch erwachsenen enormen Schadens in Anspruch genommen werden. Da aber seine Vermögensumstände bekanntlich sehr ungünstig sind, so wäre eine Verfolgung dieses Anspruches voraussichtlich nutzlos, und wir beschränken uns daher hier auf Rückforderungen der Zahlungen, welche Fickler selbst während der Dauer der Revolution aus diesseitiger Kasse erhielt. Es sind dies folgende:

1) Auf allgemeine Anweisung des usurpatorischen Finanzministers Goegg vom 18. Mai d. J. an Diäten als Mitglied des sogenannten Landesausschusses

a) unterm 22. Mai d. J. für 7 Tage à 5 fl.	
	35 fl. — kr.
b) unterm 31. ejusd. für 10 Tage	
	50 fl. — kr.
abzüglich von Klassensteuer	1 fl. 50 kr.
zusammen	83 fl. 10 kr.

2) Auf Anweisung des vorhingenannten Goegg vom 31. Mai d. J. an Reisekosten zu

einer revolutionären, bekanntlich verunglückten Sendung nach Württemberg am nämlichen Tag.

Im ganzen 150 fl. — kr.
233 fl. 10 kr.
Usw. Usw. Usw.

Konstanz, den 8. Nov. 1849 — Großh. Bezirksamt“

Dies Dokument, das die Sache mit den 5000 fl. klarstellt und eindeutig sagt, wann *Fickler* nach Stuttgart gefahren ist, hat irgendwie humane Züge.

In der Klage der großh. Generalstaatskasse gegen *Nepomuk Katzenmayer* (Konstanz), der während der ersten Volkserhebung sich der Gruppe *Sigel* angeschlossen hatte und der in der dritten Volkserhebung stellvertretender Zivilkommissär war, werden härtere Worte gesprochen und wesentlich höhere Rückforderungen gestellt: ... „Dieser Schaden, bestehend hauptsächlich in verlorenem oder entwertetem Kriegs- und sonstigem Staatsmaterial, in vergeudeten und geraubten Staatsgeldern, in Kriegs- und Okkupationskosten, läßt sich zur Zeit noch nicht ganz übersehen; er ist aber, wie sich denken läßt, von ungeheuerem Betrag und wird gering gerechnet, auf 3 000 000 fl. sich belaufen.

Angewiesen und ermächtigt hierzu durch beifolgende Verfügung großh. Finanzministeriums, treten wir nun gegen *Katzenmayer* klagend auf und bitten: ihn zum Ersatze des dem Staate durch die jüngste Empörung erwachsenen Schadens im Betrage von 3 000 000 fl. oder eventuell, vorbehaltlich der Liquidation zu verurteilen und in die Kosten zu verfallen. —

Auf Grund dieser Klage haben wir das (beträchtliche) Vermögen mit Beschlag belegt.

Konstanz, den 8. Nov. 1849 — Großh. Bezirksamt.“

Bierbrauer und Stadtrat *August Schmid* aus Konstanz, der während der ersten

Volkserhebung wahrscheinlich wegen der Sorgen, die er mit dem politischen Verlage „Bellevue“ hatte, noch sehr reserviert war, aber zu den Organisatoren der dritten Volkserhebung gehörte, sollte für korrekt gegen Beleg bezogene Waffen den Betrag von 33 548 fl. 34 kr. zurückerstatten.

Am härtesten wurde *Josef Ignaz Peter*, vom 15. März bis 17. April 1848 Chef der Seekreisregierung, Mitglied des Vorparlaments und der Nationalversammlung und während der dritten Erhebung Mitglied des Landesausschusses und der prov. Regierung, angepackt.

Sein Vermögen von 30 000 fl. wurde beschlagnahmt; und er hatte wie alle andern Hauptbeteiligten „sammtverbindlich“ für die 3 000 000 fl. und er im besonderen für weitere 300 000 fl. aufzukommen.

Josef Fickler, *Nepomuk Katzenmayer*, *August Schmid* und *Josef Ignaz Peter* konnten sich persönlich durch die Flucht ins Ausland in Sicherheit bringen; was sie an Geld und Gut besessen hatten, und was sie nicht mit sich nehmen konnten, wurde vom Staate beschlagnahmt.

Josef Fickler und *Josef Ignaz Peter* kehrten nach der Amnestie von 1862 in die Heimat zurück; *August Schmid* und *Nepomuk Katzenmayer* blieben in der Neuen Welt, wo sie sich neue Existenzen aufbauen und zu Wohlstand kommen konnten.

Während *Josef Fickler* hinter den dicken Mauern des Hohenasperg mit aller Bitternis die Wahrheit des Napoleonischen Wortes, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei, erlebte, gingen drüben, in den badischen Landen, die Dinge weiter.

Die politisch wichtigste Aufgabe war es nun, eine konstituierende, eine verfassunggebende Versammlung zu bilden. In der „Einladung zur Wahl von vier Abgeordneten zur konstituierenden Versammlung“, die auf Sonntag, den 3. Juni, festgesetzt worden war, lesen wir mit Interesse, daß nicht mehr durch Wahlmänner, sondern

durch die direkte Wahl aller Wahlberechtigten gewählt wird. „Stimmberechtigt ist jeder hier wohnende badische Staatsbürger, welcher das 21. Lebensjahr erreicht hat.“ Und: „Wählbar ist jeder badische Staatsbürger von obigem Alter ohne Rücksicht auf den Wohnort.“

Am 30. Mai hatten die Delegierten des 1. Wahlbezirks, der die Ämter Überlingen, Meersburg, Salem, Heiligenberg, Pfullendorf, Meßkirch, Stetten und Konstanz umfaßte, die Bürger

Josef *Fickler*, z. Z. in Karlsruhe,
Hermann Würth, Konstanz,
Roder, Posthalter in Meßkirch u.
J. B. *Räfle*, Kaufmann in Salem,
in Vorschlag gebracht.

Wie wichtig man diese erste demokratische Parlamentswahl nahm, ersieht man daraus, daß sich die Bürger *Eschbacher*, *Huber*, *Paulsen* und *Stephani* bereit erklärten, die Wähler morgens von 11 bis 12 Uhr und nachmittags von 3 bis 5 Uhr über die Bedeutung der Wahl und über die Eignung der verschiedenen Kandidaten aufzuklären.

Die Bekanntmachung des Wahlergebnisses von *Konstanz* hatte diesen Wortlaut: „Wahl der Abgeordneten zur konstituierenden Versammlung.“

Zu obiger Wahl haben in hiesiger Stadt 641 Staatsbürger ihre Stimme abgegeben. Die Mehrheit dieser Stimmen ist auf nachbenannte vier Bürger gefallen:

Josef <i>Fickler</i> von Konstanz	632 St.
Posthalter <i>Roder</i> v. Meßkirch	627 St.
Kaufmann <i>Räfle</i> v. Salem	622 St.
Hermann Würth, Ob.-Gerichtsdv. von Konstanz	352 St.

Konstanz, den 4. Juni 1849

Die Wahlkommission: Unterschriften“

Am 9. Juni stand dann endgültig fest, wer als Abgeordneter des Wahlbezirks I in die verfassunggebende Versammlung einziehen würde:

Josef *Fickler* aus Konstanz
J. B. *Räfle* aus Salem
Roder aus Meßkirch
P. Walser, Oberlehrer aus Meßkirch.

Hermann Würth mußte dem Oberlehrer *Walser* weichen; und *Räfle* rückte an die Stelle zwei . . .

*

Am 13. Juni 1849 veröffentlichten die „Seeblätter“ die fast vollständige Liste der Mitglieder der konstituierenden Landesversammlung des Landes Baden.

Aus vielen Gründen — nicht zuletzt aus familiengeschichtlichen und soziologischen — wollen wir diese Liste an dieser Stelle wiederholen.

„Die uns bisher bekannt gewordenen Wahlen zur konstituierenden Versammlung in Karlsruhe lieferten folgendes Ergebnis:

I. Wahlbezirk: Konstanz: Josef *Fickler* von Konstanz, J. B. *Räfle* von Salem, Posthalter *Roder* von Meßkirch, Oberl. *Walser* von Meßkirch.

II. Wahlbezirk: Radolfzell, Stockach, Engen, Hüfingen: *Brentano*; *Ganter*, Pfarrer in Meßkirch (vordem in Volkertshausen) *Walser* v. Meßkirch; *Josef Au* in Allmendshofen.

III. Wahlbezirk: Donaueschingen, Villingen, Hornberg: *Josef Au* v. Allmendshofen; *Hofmann*, prakt. Arzt von Villingen; *Ostermann*, Oberlehrer von Donaueschingen; *Gerwig*, Zivilkommissär in Hornberg.

IV. Wahlbezirk: Waldshut, Blumenfeld, Bonndorf, Stühlingen: *Friedrich Hecker* (seit dem 20. April 1848 nicht mehr in Deutschland); *Dietrich*, Bürgermeister in Hilzingen; *Weishaar* v. Lottstetten; *Hillmann*, Bgm. in Bonndorf.

V. Wahlbezirk: ?

VI. Wahlbezirk: ?

VII. Wahlbezirk: Freiburg: Oberkommissär *Heunisch*; *Karl Rotteck*; *Landerer*, Bgm. von Rothweil; *Faller*, Advokat.

VIII. Wahlbezirk: Emmendingen, Ken-



Der badische Hof — jetzt Thurgauer Hof — war im April 1848 das Quartier der nach Konstanz gekommenen Revolutionäre

zingen: Kiefer, Fabrikant in Emmendingen;
Reich, Anwalt von Buchholz.

IX. Wahlbezirk: Ettenheim, Lahr, Haslach, Wolfach: Stehlin, Anwalt in Ettenheim; Dung, Apotheker in Kippenheim; Grieshaber in Haslach; Roos in Lahr.

X. Wahlbezirk: ?

XI. Wahlbezirk: Achern, Bühl, Kork, Rheinbischofsheim: Richter, Advokat in Achern; Hummel, Müller in Diersheim; Roos, Bgm. in Riehl; Berger, Bgm. in Bühl.

XII. Wahlbezirk: Rastatt, Baden, Gerns-

bach: Wolff, Anwalt in Baden; Augenstein, Landwirt in Bietigheim; Schneider, Hauptmann in Rastatt; Weil, Zivilkommissär in Gernsbach.

XIII. Wahlbezirk: Stadt- und Landamt Karlsruhe und Amt Ettlingen: Brentano; Christ; Thibaut und Peter.

XIV. Wahlbezirk: Durlach, Pforzheim, Bretten: Dittler aus Wilferdingen; Steinmetz aus Durlach; Christoph Herre von Pforzheim; Wilhelm Dörner, Lehrer in Kisselbronn.

XV. Wahlbezirk: Bretten, Eppingen, Bruchsal, Teil von Philippsburg: Schlatter, Pfarrer in Buhlbach; Hetter, Lehrer in Flehingen; Pellessier, Advokat in Bruchsal; Karl Denzer von Odenheim.

XVI. Wahlbezirk: Mannheim, Ladenburg, Schwetzingen und ein Teil von Philippsburg: Lehlbach, Pfarrer in Heiligkreuzsteinbach; Adrian Murrmann, Kaufmann in Philippsburg; Dr. Tiedemann, Arzt in Schwetzingen; Heinrich Hoff, Verlagsbuchhändler in Mannheim.

XVII. Wahlbezirk: Wiesloch, Heidelberg, Weinheim: Peter; Lehlbach; Dr. Gallus Maier in Heidelberg; Bronner, Arzt in Wiesloch.

XVIII. Wahlbezirk: Neckargemünd, Neckarbischofsheim, Sinsheim, Mosbach: Fritz Heiß, Schiffer in Haßmersheim; Stay, Lehrer und Redakteur; Junghanns, II. Advokat; Rau, Müller in Sinsheim.

XIX. Wahlbezirk: ?

XX. Wahlbezirk: Tauberbischofsheim, Wertheim, Boxberg: Damm, Gymnasialdirektor; Nikolaus Müller, Buchdrucker in Wertheim; Zimmermann, Pfarrer in Schwaigern; Kräutler, Advokat.

Gustav *Struve* gibt in seiner „Geschichte der drei Volkserhebungen“ die Gesamtliste der konstituierenden Landesversammlung; er nennt jedoch nur die Familiennamen und läßt Vornamen, Berufe, Wohnorte und Wahlkreise weg.

Wir fanden noch die Namen Bauer, Frey,

Glaser, Goegg, Halter, Kammüller, Mördes, Ritter, Scheffelt, Sellinger, Söhner, Sturm, Thoma, Volk und Werner.

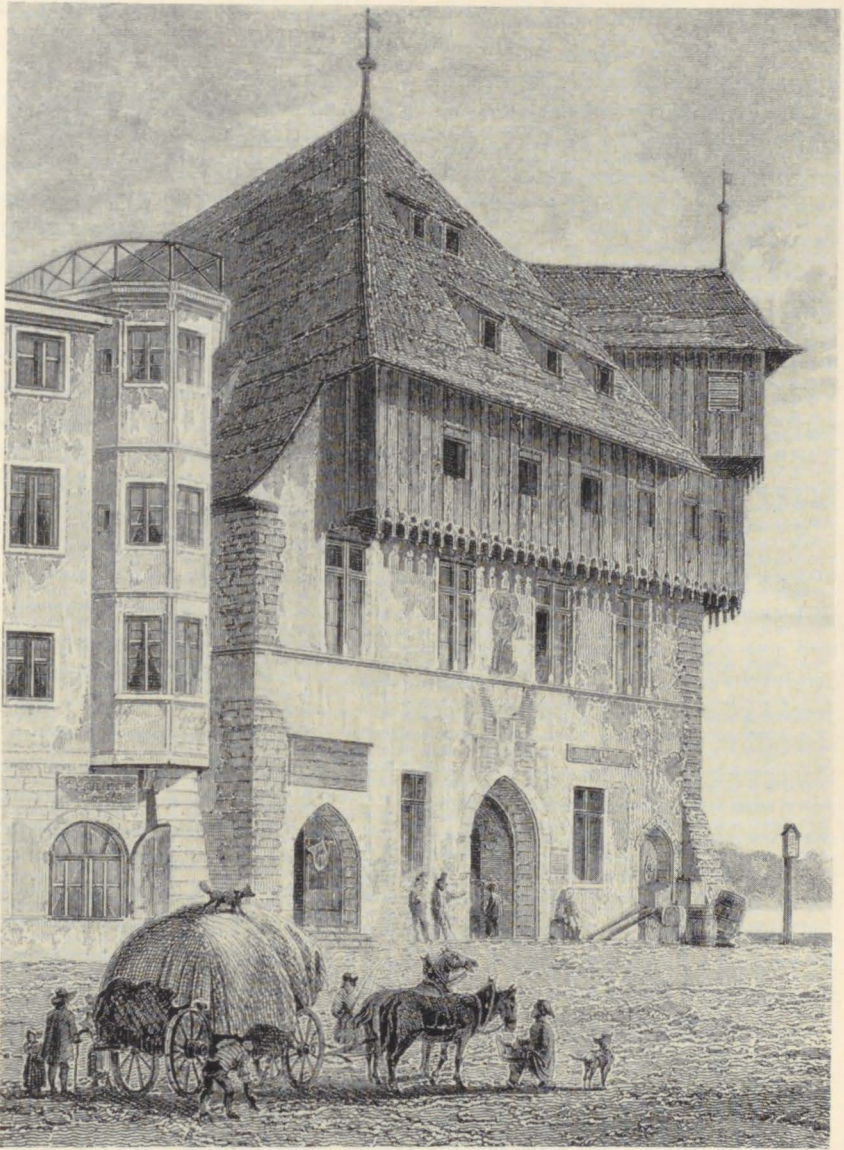
Durch Gesetz vom 24. Mai 1849 mußten im ganzen Land Baden die Bürgermeister und die Gemeinderäte neu gewählt werden. Für die Stadt Konstanz setzte das Bezirksamt die Wahl des Bürgermeisters auf den 18. Juni 1849 fest.

Diese Konstanzer Wahl erhielt ihre besondere Bedeutung dadurch, daß neben dem bisherigen Bürgermeister Karl *Hüetlin*, der das Amt seit dem Jahre 1832 mit großem Geschick verwaltet hatte, auch Josef *Fickler* als Bewerber auftrat. Ein Flugblatt, das für den Kandidaten Josef *Fickler* warb, hatte folgenden Inhalt:

„*Mitbürger!*“

Die Beschlüsse der Offenburger Volksversammlung vom 13. Mai d. J., bei welcher alle Stämme des Landes rechtsbestätigt vertreten waren, und die darauf gefolgte Revolution hat allen seitherigen Verhältnissen des Landes ein Ende gemacht. Die Stunde ist gekommen, da auch Ihr Euch bewähren könnet, die alten Zustände in Konstanz abzulösen, Euern Mut zu zeigen, um abzuschüteln Euere Vormundschaft und der Welt vor Augen zu führen, daß Ihr Taten und keine Worte mehr verlangt. Nicht nur bevogtet, beinahe geknechtet seid Ihr schon lange geworden durch den Geist des Hochmuts, der Hemmnisse, der Gelehrtenphrasen und Halbheiten; und wieder übertölpelt sollet Ihr werden durch Bezauberungen, durch Komödien aller Art. Darum ermannet Euch, werdet wach und zeigt Euch selbständig.

Montag, den 18. d. M., ist der Tag, an dem sich die Wahrheit verwirklichen kann, da tretet hin vor die Wahlurne, aus welcher ein neuer Bürgermeister der Stadt Konstanz hervorgehen muß, da werfet den Namen *Josef Fickler* hinein, und es wird Euch gelingen, Ruhm, Ehre und Hochachtung zu erwerben durch alle Gaue Deutschlands.“



Das Kaufhaus — meist Konzil genannt — hat auch im Vormärz und während der Volkserhebungen von 1848 und 1849 eine Rolle gespielt

Dieser Wahlauf Ruf enthielt nicht ein einziges kommunalpolitisches Programm — es enthielt, bedauerlicherweise, nur Phrasen. Das ist für einen Mann, der jahrelang Obmann des engeren Bürgerausschusses war, der im „Wochenblatt“ und in den „Seebältern“

gemeindliche Probleme sehr mutig und mit viel Sachverstand aufgegriffen hatte, sehr erstaunlich.

Am 3. Juni 1849, als es darum ging, einen Abgeordneten für die verfassunggebende Landesversammlung zu wählen, bekannten

sich 98 % der wahlberechtigten Bürger der Stadt Konstanz zu Josef *Fickler*; aber als Bürgermeister wollten sie ihn nicht.

Die Entscheidung war eindeutig für Karl *Hüetlin*, das „Großherzoglich Badische Anzeigebblatt für den Seekreis 1849 (S. 768) bestätigte das Wahlergebnis noch am selben Tag:

„Konstanz. (Bürgermeisterwahl). Bei der heute dahier vorgenommenen Bürgermeisterwahl wurde der bisherige Bürgermeister Karl *Hüetlin* mit großer Stimmenmehrheit wieder als Bürgermeister gewählt, was hiermit öffentlich bekannt gemacht wird.

Konstanz, den 18. Juni 1849 — Das Bezirksamt.“

*

Nach dem Zusammenbruch der dritten und letzten Volkserhebung im Juli 1849 und mit dem Einsetzen einer gnadenlosen Strafverfolgung war ein Todesurteil für Josef *Fickler* im Großherzogtum Baden unabwendbar. Geringere als er hatten durch die Standgerichte einen raschen Tod gefunden. Aber die württembergische Regierung — die Regierung, die er stürzen wollte — lieferte ihn nicht aus. Sie gab ihm die Möglichkeit, in die Schweiz zu fliehen.

Da ihm aber die unter dem starken Druck des Deutschen Bundes stehende Schweiz nicht sicher genug war, setzte er sich bald nach England über.

In den „Denkwürdigkeiten des Generals Franz *Sigel*“ lesen wir über das London der deutschen Flüchtlinge: „London, die Weltstadt, war damals der Sammelpunkt vieler politischer Flüchtlinge, welche auf ihrem Wege aus der Schweiz und aus Frankreich nach Amerika eine sichere Station suchten und sie auch fanden. Ich traf dort eine Menge von Schicksalsgenossen, wie *Fickler*, *Goegg*, *Tausenau*, *Kinkel*, *Willich*, *Techow*, *Schurz*, *von Schimmelpfennig*, *Schärtner*, *Borkeheim* und meinen Bruder Albert (*Sigel*). In der Nähe von London lebte auf

einer Villa der deutsch-katholische Reformator *Ronge* mit seiner Familie, und in Brighton hielt sich Arnold *Ruge* auf, welcher zuweilen nach London kam, um den Versammlungen der Flüchtlingskolonie im Greenhorn-Hotel beizuwohnen.“ (S. 144). —

In New York übernahm Josef *Fickler* eine Gastwirtschaft, sicher mit Hilfe eines der großen Brauereibesitzer, die fast ausnahmslos aus Konstanz stammten.

In New York trat ein fast unverständlicher Bruch im Wesen Josef *Ficklers* ein. Die vielen persönlichen Enttäuschungen, der ewige Kampf mit Freund und Feind, das schwere Leid, das mit der Haft in Bruchsal und auf dem Hohenasperg verbunden war, und die Demütigungen in der Emigration haben Josef *Fickler* völlig verwandelt. Er, der leidenschaftlichste Vorkämpfer für Freiheit und Menschenwürde, trat im Sezessionskriege für die Südstaaten ein. Die Freunde, die ausschließlich für den Norden kämpften und von denen einige in der Nordarmee als Generale Brigaden und Divisionen befehligten (Franz *Sigel*, August *Willich* und Karl *Schurz*), mußten sich von ihm trennen und ihn einer bitteren und verzweifelten Einsamkeit überlassen.

An dieser Absage seiner ehemaligen Freunde ging Josef *Fickler* seelisch und körperlich zugrunde. Die Fremde wurde ihm von Jahr zu Jahr fremder; und er hatte nur noch den einzigen Wunsch: die Heimkehr nach Deutschland und in sein immer geliebtes Konstanz.

Die allgemeine Amnestie von 1862 galt auch für ihn. 1865 gab es für ihn kein Halten mehr. Müde legte er den Weg von der Neuen in die Alte Welt zurück, vielleicht voller Hoffnungen und Erwartungen. Doch das einzige, was ihn in seiner Vaterstadt Konstanz erwartete, war ein rasches Ende.

Obwohl es im Jahre 1865 gar nicht sehr opportun war, sich der Männer zu erinnern, die 1848 und 1849 gegen Thron und Altar standen, waren die Redakteure der „Kon-

stanzer Zeitung“ doch nobel genug, Josef Fickler in ihrer Zeitung würdig zu verabschieden.

Und so las man am 29. November 1865 in der „Konstanzer Zeitung“:

„Gestorben in Konstanz: Den 26. November: Josef Fickler, Kaufmann, verheiratet, 57 Jahr 9 Monat 20 Tage alt. —

Josef Fickler

Friede sei mit ihm. Ein Mann ist hingeshieden, dessen Name unzertrennbar ist von einer bewegten Zeit in unserm badischen Lande — unzertrennbar im Guten und im Bösen. Eine nicht gewöhnliche Begabung hatte diesen Mann aus schweren, drückenden Verhältnissen emporgehoben und ihn eine Rolle spielen lassen, die leicht eine bedeutende hätte werden können. Warum sie es nicht ward, das steht auf jedem Blatte der Geschichte von 1848 geschrieben. Josef Fickler war ein Kind seiner Zeit wie irgend einer.

Über seinem Grabe schweigt der Parteihaß. Wir sind hinaus über die berausende Gärung der Begriffe und Bestrebungen, welche die Bewegungsmänner von 1848 zu dem machten, was sie waren; aber das allein gibt uns noch keinen Grund, auf jene Zeit und auf die Kinder jener Zeit geringschätzig herabzusehen. An Ficklers Grabe glauben und hoffen wir, daß auch sein Wille das Bessere wollte — alles übrige vergessen wir.

Als Josef Fickler in seine Vaterstadt heimkehrte, da wollte er wohl nichts anderes als ein Grab auf dem Kirchhofe. Er hat es gefunden. Und ein mildes, gütiges Geschick hat es so gefügt, daß er noch eine kurze Frist Zeuge sein durfte von dem frischen Leben und Streben und von den fröhlichen Hoffnungen, welche die Segel seiner Heimat jetzt schwellen. Friede sei mit ihm und seinem Andenken.“ *

In Konstanz erinnert nichts mehr an Josef Fickler. Nachkommen der Familie Fickler le-

ben in Frankreich, Italien, Kanada und in den USA.

1) „So erhielt z. B. die Bewegung des Deutsch-katholizismus bald einen politischen Charakter; Ronge galt als politischer Prophet, welcher der Revolution eine Gasse machen werde. Auf seiner Propagandareise durch Süddeutschland waren radikale Politiker wie Ruge, Fröbel, Fickler seine Genossen (Werner Näf: Der schweizerische Sonderbundskrieg als Vorspiel der deutschen Revolution von 1848. — Basel 1919).

2) Johannes Bühler: Das Hambacher Fest, 1932, Ludwigshafen/Rhein, S. 111, 153, 175, 181—183, 191, 192.

Veit Valentin: Das Hambacher Nationalfest, Berlin 1932, S. 79.

3) Paul Neitzke: Die deutschen politischen Flüchtlinge in der Schweiz. Charlottenburg 1926, S. 5 ff.

4) Dem engeren Kreis der Anführer gehörte auch der ehemalige badische Leutnant Franz Sigel an. Er machte nur mit, weil er Hecker und Struve nicht im Stich lassen wollte. Dem Unternehmen gab er nicht die geringste Chance.

(Franz Sigel: Denkwürdigkeiten des Generals Franz Sigel, Mannheim 1902.)

5) Gustav Freytag: „Karl Mathy“, 2. Auflage, Leipzig 1872.

7) Wilhelm Bloss: Badische Revolutionsgeschichte aus den Jahren 1848 und 1849. — Mannheim 1910 — S. 13.

8) Der Antrag der Anklagebehörde lautete: „Josef Fickler für schuldig erklärt werde.

a) von dem Vorhaben der im März 1848 in Paris gegründeten Gesellschaft in Kenntnis gesetzt, diese Gesellschaft in ihrem Vorhaben bestärkt, Ratschläge erteilt und die Ausführung ihres Planes zu erleichtern gesucht zu haben;

b) bei der Volksversammlung in Achern am 2. April (1848) aufgefordert zu haben, die Republik in Deutschland und vorerst in Baden einzuführen;

c) als verantwortlicher Redakteur der „Seebblätter“ in Nr. 71, S. 306, und Nr. 80 zum gewaltsamen Umsturz der in Deutschland bestehenden Staatsverfassung und gewaltsamen Entfernung des Großherzogs von der Regierung aufgefordert und durch diese Aufforderung einen bestimmten Einfluß auf das sofort offenkundig zur Ausführung gekommene Unternehmen ausgeübt zu haben.“

9) Waffen gab es auf dem „freien Markt“ bald in rauen Mengen, vor allem aus den kantonalen Beständen der Schweiz.

So konnte man auf Seite 594 der „Seebblätter“ (30. Mai 49) folgendes lesen: Einige hundert Gewehre hat zu verkaufen Wiggenhauser, Büchsenmacher, und ein großes Quantum pistonierte und Steinschloß-Gewehre ist billig zu haben bei (Bäckermeister) Ferdinand Sauter in Konstanz.

¹⁰⁾ „Die äußerste Linke der deutschen Nationalversammlung“ (Klub Donnersberg), von der ein Viertel badische Abgeordnete waren (*Brentano* aus Mannheim, *Damm* aus Rheinbischofsheim, *Junghanns* aus Mosbach, *Peter* aus Konstanz, *Richter* aus Achern und *Werner* aus Oberkirch), hatte schon am 20. April 1849 durch ihren demonstrativen Austritt aus dem „Märzverein“ angekündigt, daß sie im Falle ernster Auseinandersetzungen zwischen den bestehenden Regierungen und den demokratisch-republikanischen Parteien nur auf der Seite der letzteren stehen könne. („Seeblätter“ Nr. 102 — S. 470)

¹¹⁾ *Gustav Struve*: Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden. Bern 1849, S. 149 ff.

Günter Richter: Revolution und Gegenrevolution in Baden 1849. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 119/1971, S. 391.

¹²⁾ Die Daten sind hier und in der Folge *Gustav Struves* „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden“ entnommen. Wo es möglich war, wurden sie mit den Daten des „Regierungsblattes“ und mit den Angaben der „Seeblätter“, die im Mai 1849 den Charakter eines Amtsblattes erhielten, verglichen.

¹³⁾ Die von *Struve* und *Fickler* befürwortete Eidesformel lautete:

„Ich verpflichte mich auf Ehre und Gewissen, unbedingt und ohne Rückhalt die Durchführung der *Reichsverfassung* mit allen meinen Kräften zu unterstützen und den Anordnungen des *Landesausschusses für Baden*, unbeschadet meiner auf die Landesverfassung geschehenen Verpflichtung, Folge zu leisten, so wahr mir Gott helfe und meine Ehre mir heilig ist.“ (Struve S. 174)

¹⁴⁾ Das geschah sehr rasch. Schon am 21. Mai zeichnet *Willmann* als Zivil- und Militärkommissär des Seekreises mit Sitz in Konstanz.

¹⁵⁾ Das Amt des Ziviloberkommissärs ging von *Willmann* auf den katholischen Pfarrer *Ferdinand Ganter* aus Volkertshausen a. d. Aach über.

Schon während des schweizerischen Sonderbundkrieges (1847) hatte *Ferdinand Ganter* durch eine Adresse an die Tagsatzung mit unheimlich scharfen Formulierungen („über die Anschläge finsternisverbreitender Jesuiten und die Ränke intrigierender Diplomaten und Aristokraten“) die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt.

Im März 1848 versäumte er kaum eine der großen Volksversammlungen im Hegau und im Linzgau. In der größten und programmatisch bedeutendsten dieser Versammlungen, in der vom 9. März in Stockach, fordert er die Trennung der Schule von der Kirche.

Wie sehr er der Mann des Volkes geworden war, erhellt vor allem auch aus der Tatsache, daß er am 29. März auf der Delegiertenkonferenz der Volksvereine des Seekreises fast einstimmig in

den Kreisauschuß gewählt wurde. Als Mitglied des Kreis Ausschusses ist er auch bei den Aufgeböten, die an die badisch-württembergische Grenze zur Abwehr der unter *General Miller* stehenden württembergischen Linientruppen marschierten.

Über die Rolle, die *Ganter* während der ersten Volkserhebung vom April 1848 spielte, ist in den Memoiren von *Hecker*, *Struwe*, *Sigel* u. a. leider nichts zu lesen; sicher ist nur, daß er steckbrieflich verfolgt wurde (Großh. Bad. Anzeigblatt für den Seekreis Nr. 36 vom 3. Mai 1848), daß er seine Pfarrstelle in Volkertshausen eingebüßt hat (Großh. Bad. Reg.-Blatt Nr. 63 vom 16. Sept. 1848) und daß er in das schweizerische Stein a. Rh. geflüchtet ist. So bitter das Exil für ihn sein mußte, so viel Freude hat er dort auch erlebt. Fast die ganze Gemeinde Volkertshausen war am 8. September 1848 zwei-, drei- und vier-spännig nach Stein a. Rh. gekommen, um Pfarrer *Ganter* zu sehen und zu hören; in einem Trinkspruch erklärte der Bürgermeister, daß der Gemeinderat beschlossen habe, keinen andern Pfarrer als ihn in der Gemeinde zuzulassen.

Am 27. September 1848 berichteten die „Seeblätter“, daß der Gemeindevorstand *Mayer* am 24. September Pfarrer *Ganter* in Stein a. Rh. abgeholt und nach Volkertshausen geleitet habe, daß er beim Betreten der Gemeinde mit Glockenläuten und Böllerschüssen begrüßt worden sei, daß die ganze Gemeinde durch Unterschrift bekundet habe, *Ganter* stehe unter dem Schutze der Bürgerschaft, die nicht dulde, daß er verhaftet werde.

Im Dezember 48 fuhr *Ganter* nach Karlsruhe, um beim Oberkirchenrat die Wiedereinsetzung in sein kirchliches Amt zu erwirken. Obwohl die Fahndung gegen ihn zurückgenommen worden war, wurde *Ganter* in Karlsruhe verhaftet und in das Gefängnis von Engen gebracht. Erst nach sieben Wochen, nachdem der Sonnenwirt von Aach und der Hammerwirt von Volkertshausen eine Kautions von 6000 Gulden gestellt hatten, wurde Pfarrer *Ganter* wieder frei. Trotz intensiver Bemühungen der Gemeinde bei der Diözese und bei der Regierung wurde *Ganter* nicht wieder in Volkertshausen eingesetzt. Aus späteren „Fahndungen“ kann geschlossen werden, daß *Ganter* in Meßkirch eine Pfarrstelle zugewiesen worden ist. —

Im Mai 1849 ist *Ganter* — wie wir schon sahen — Oberzivilkommissär des Seekreises. Doch schon nach einem Monat ist er in Karlsruhe. Die konstituierende Landesversammlung hat ihm das hohe Amt des Vizepräsidenten übertragen.

Nach einem weiteren Monat ist auch für ihn das Ende mit Schrecken gekommen; und er mußte, wie so viele seiner Freunde und Schicksalsgenossen, in einem fremden Lande versuchen, ein neues Leben aufzubauen.

Dreimal krachten 1849 die Salven der preußischen Pelotons am alten Friedhof in der Wiehre bei Freiburg

Hellmuth Wetz, Freiburg

Wer heute den alten Friedhof in der Wiehre — an der Ecke der Erwin- und Dreikönigstraße — betritt, holt entweder seine Kinder vom Spielplatz nach Hause oder besucht die noch erhaltene Grabstätte eines der vor 125 Jahren hier erschossenen drei Freiheitskämpfer, nämlich des

Maximilian Dortu.

Sein Andenken wird von der Stadt Freiburg wachgehalten, indem man einer Straße in St. Georgen nach ihm den Namen gab und alljährlich zu Allerheiligen sein Grab mit einem Kranz des Oberbürgermeisters schmückt. Die andern beiden Erschossenen sind zumindest in Freiburg in Vergessenheit geraten. Ich will daher versuchen, in diesem Artikel über Leben und Tod aller drei etwas zu berichten. *Dortu* war der erste der 27 Soldaten und Freischärler, die nach Niederwerfung der sogen. Mairevolution 1849 in Baden exekutiert wurden. Ihm folgten 19 in Rastatt, 5 in Mannheim und 2 in Freiburg. Alle diese waren von preußischen oder badi-schen Standgerichten zum Tode durch „Pulver und Blei“ verurteilt worden.

Über *Dortu*s Leben und Tod ist viel geschrieben worden — in West und Ost — meist mit viel Sympathie. Zuletzt erschien im „Freiburger Almanach 1974“ eine kurze Würdigung seiner Person.

Dortu hat sich vor Beginn seines Studiums freiwillig zum Dienst in der preußischen Armee gemeldet und beim Eintritt das vorgeschriebene „Curriculum vitae“ abgegeben, das bei den Akten des betreffenden Trup-penteils bleibt. Es lautet:

„Ich, Maximilian Dortu, Sohn des Justiz-rats Dortu, evangelischer Konfession, wurde am 29. Juni 1826 in Potsdam geboren. Meinen ersten Unterricht erhielt ich daselbst in der Privatschule des vor wenigen Jahren

verstorbenen Professors Hrn. Kühling. Darauf besuchte ich das Gymnasium von Ostern 1835 bis Ostern d. J. 1844, wo ich nach glücklich überstandem Abiturientenexa-men Potsdam verließ, um in Berlin Staats- und Rechtswissenschaft zu studieren.

Zu gleicher Zeit trat ich als Freiwilliger in das Kaiser-Franz-Regiment ein. In frühe-ren Jahren litt ich an einem sehr schweren, für unheilbar gehaltenen Brustübel, des-sen Wiederkehr nach der einstimmigen Aus-sage der Ärzte leicht zu befürchten wäre. Daher hätte ich vielleicht von dem Dienst-jahre befreit werden können. Allein da sich in den letzten Jahren meine Körperkonsti-tution hauptsächlich durch Leibesübungen aller Art soweit gekräftigt hatte, daß ich jetzt hoffe, die Anstrengungen des Dienstes ertragen zu können, und ich es überhaupt für eine ernste Pflicht eines jeden preußi-schen Untertanen halte, dem Militärjahr, wenn es irgend Gesundheit und Verhält-nisse zulassen, sich nicht zu entziehen: so übernahm ich gern diese Verpflichtung, be-sonders noch von meinem Vater dazu er-muntert, der selbst die Vorteile der militäri-schen Übungen genau kennt, indem er die Befreiungskriege als Husarenoffizier mitge-macht hat.

Für das Ratsamste aber hielt ich es, so früh wie möglich, daher gleich im ersten Jahr meiner Studien der Militärflicht zu genügen, einmal weil es mich jetzt am we-nigsten in meinen Studien hindert, zum an-dern, weil das Dienstjahr gewiß in jüngeren Jahren am meisten auf die Ausbildung des Körpers wirkt.“

Nach dem Militärdienst, den er als Unter-offizier im 24. Landwehr-Regiment beende-te, studierte er *Cameralia* und *Jura* an den Universitäten Berlin und Heidelberg. Diese

Die Landesversammlung in Offenburg

erklärt:

Deutschland befindet sich fortwährend im Zustand voller Revolution, auf seine herbeigerufen durch die Angriffe der größeren deutschen Fürsten auf die von der deutschen Nationalversammlung endgültig beschlossene Reichsverfassung und die Freiheit überhaupt. — Die deutschen Fürsten haben sich zur Unterdrückung der Freiheit verschworen und verbunden; der Hohenrath an Rell und Beterand liegt offen zu Tage; es ist klar, daß sie sogar Rußlands künftliche Armeen zur Unterdrückung der Freiheit zu Hülfen rufen. — Die Deutschen bedürfen sich also im Stunde der Nothwehr, sie müssen sich verbinden, um die Freiheit zu retten; sie müssen dem Angriff der feindlichen Rebellen den bewaffneten Widerstand entgegenstellen.

Die deutschen Stämme haben die Verpflichtung, sich gegenseitig die Freiheit zu gewährleisten, um den Grundfuß der Volkssouveränität vollkommen durchzuführen; sie müssen daher unterliegen überall, wo sie angegriffen werden. — Das badiſche Volk wird daher die Volksbewegung in der Pfalz mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen.

Die Landesversammlung des badiſchen Volkes in Offenburg hat nach vorbergangener Beratung die gestellten Anträge in dem Landesbeschlusse der Volksernennung, nach ferner stattgefundenen öffentlicher Beratung, wobei Abgeordnete aus allen Landesstellen vertreten waren, nach folgender ausführlicher Disposition in der Versammlung des Volkes

beschlossen:

- 1) Die Regierung muß die Reichsverfassung, wie sie nun nach der durch die Ereignisse bestätigten Oberhauptfrage steht, unbedingt anerkennen und mit der ganzen beschriebenen Macht, deren Durchführung in andern deutschen Staaten zunächst in der befreiten Pfalz unterstützen.
- 2) Das gegenwärtige Ministerium ist sofort zu entlassen, und Bürger Deputate, Obergerechtsadvokat zu Mannheim, und Bürger Peter, Reichstagsabgeordneter von Konstanz mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen.
- 3) Es muß alsbald unter sofortiger Aufsicht der jetzigen Ständelammern eine verfassunggebende Landesversammlung berufen werden, welche in sich die gesamte Rechte und Machtvollkommenheit des badiſchen Volkes vereinigt; — diese Landesversammlung soll gewählt werden von und aus den künftlichen volljährigen Staatsbürgern des Landes und zwar unter Beibehaltung der für die bisherige II. Kammer beanstandenen Wahlbezüge.
- 4) Es muß ohne allen Verzug die Volksernennung auf Staatskosten in's Leben getreten werden, und es sind alle ledigen Männer von 18—30 Jahren als erstes Aufgebot sofort mobil zu machen. — Alle diejenigen Gemeindeglieder, welche nicht alsbald die Bemessung ihrer Bürger anerkennen, sind augenblicklich abzuführen.
- 5) Die politischen Flüchtlinge sind sofort jurid zu rufen, die politischen Militärs und Gefangenenen zu entlassen und alle politischen Prozesse nieder zu schlagen; — namentlich verlangen wir aber auch die Entlassung derjenigen Militärgefangenenen, welche in Folge der politischen Bewegungen wegen sogenannter Disziplinär- und Anzuberbinationsvergehen bestraft wurden. —
- 6) Die Militärgerichtsbarkeit muß aufgehoben werden. —
- 7) Bei dem Heere soll eine freie Wahl der Offiziere stattfinden.
- 8) Wir verlangen alsbaldige Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkwehr.
- 9) Es müssen sämtliche Grundlasten unentgeltlich aufgehoben werden.

* Der Landes-Ausschuß hat sich in zahlreicher Beileitung von Offenburg nach der Festung Kastatt begeben, wo er vorerst inmitten der Bürgerschaft und der braven 6000 Mann starken Besatzung in Permanenz berathet. Heute (14. Mai) Nacht 3 Uhr trafen die befreiten Bürger Strube, Wind, Vornstedt nebst den gleichfalls vom Volke aus den Bruchsalter Kerker befreiten Soldaten in Kastatt ein.

Plakatschlag mit den Beschlüssen der Offenburger Landes-Volkversammlung vom 13. Mai 1849. — Dieses Datum gilt als der Beginn der Mai-Revolution in Baden

Studienzeit und die freiheitliche Gesinnung seines Vaters müssen den Umschwung im Leben Dortus gebracht haben.

Als Auskultor beim Stadtgericht in Potsdam geriet er im Sommer 1848 wegen Majestätsbeleidigung in Untersuchung. Der Ausdruck „Kartätschenprinz“, mit dem in den Berliner Märztagen 1848 Prinz Wilhelm v. Preußen vom Volk bezeichnet wurde, soll von ihm stammen. Die Anklage auf Majestätsbeleidigung wurde zwar aufgehoben,

- 10) Es müssen die Gemeinden unbedingt selbständig erklärt werden, sowohl was die Verwaltung des Gemeindegüter, als die Wahl der Gemeindevorsteher betrifft; es müssen alsbald im ganzen Lande neue Wahlen für die Gemeindevertretung stattfinden.
- 11) Es werden sämtliche von den f. g. Kammern in Karlsruhe seit dem 17. Januar d. J. gefassten Beschlüsse für null und nichtig erklärt und demnach namentlich das f. g. Wahlgesetz vom 10. v. J., welches einen förmlichen Angriff auf die in den Reichsgesetzen gegebenen Bestimmungen enthält.
- 12) Die Gefangenenerichte sind augenblicklich einzuführen und kein einziger Kriminal-Prozess darf mehr von Staatsrichtern entschieden werden.
- 13) Die alte Verwaltungsbürokratie muß abgepfafft werden und an ihre Stelle die freie Verwaltung der Gemeinden oder anderer Körperschaften treten.
- 14) Errichtung einer Nationalbank für Gewerbe, Handel und Verkehr zum Schutze gegen das Uebergeheimt der großen Kapitalisten.
- 15) Abschaffung des alten Steuerwesens, hierfür Einführung einer progressiven Einkommensteuer nebst Beibehaltung der Zölle.
- 16) Errichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitunfähig gemordene Bürger unterstützt werden kann. — Hierdurch fällt der besondere Pensionsfond für die Staatsdiener von selbst weg. Der Landesauschuß der Volksernennung besteht aus folgenden Mitgliedern:

E. Brentano von Mannheim.

J. Hüter von Konstantz.

H. Weg von Mannheim.

Peter von Konstantz.

Berner von Oberkirch.

Rehmann von Offenburg.

Stap von Heidelberg.

Wilmann von Heßler.

R. Steinweg von Durlach.

Bernvog von Kenzingen.

Wichter von Achern.

Degen von Mannheim.

R. Ritter von Karlsruh.

V. Starf von Lefflotten.

Als Ersatzmänner wurden gewählt:

G. Hoff von Mannheim.

Zornni von Freiburg.

R. Kottel von Freiburg.

Koppel von Mannheim.

Kunzmann von Weßbad.

Krieger von Emmendingen.

Erstauswähler der Soldaten:

Kurelius Gobel aus Philippsburg.

Geballian Bannmarch aus Reichheim, Amts Kenzingen.

Derselbe wird beauftragt, die nöthigen Anordnungen zur Durchführung dieser Beschlüsse mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu treffen, und von dem Ergebnisse der heutigen Volkerversammlung dem Landesauschuß in Rheinbairern, sowie den Landesauschüssen der übrigen Regierungsbezirke sofort Bericht zu geben.

Offenburg, den 13. Mai 1849.

Im Namen der Landes-Volkversammlung.

G. e. g. g.

wegen Beleidigung des Prinzen von Preußen wurde er jedoch zu 1 1/4 Jahr Festungshaft und Enthebung vom Amt verurteilt. Er legte Berufung gegen dieses Urteil ein, beteiligte sich aber an den Bewegungen, welche im November 1848 zu Gunsten der Nationalversammlung stattfanden, bevor das Urteil in der 2. Instanz verkündet war. Nachdem er am 12. November in einer Volksversammlung in Potsdam zum bewaffneten Aufstand aufgefordert hatte, mußte er fliehen

und begab sich über Belgien nach Paris. Die Mai-Revolution in Baden führte ihn 1849 nach Deutschland zurück. Er beteiligte sich mit der größten Entschiedenheit an dieser Revolution — auch im Kampf gegen seine Landsleute aus Preußen, deren Uniform er einst getragen hatte. — Es würde zu weit führen, seinen politischen und militärischen Werdegang bis zum Major im einzelnen aufzuführen. Uns interessiert hier nur der letzte Monat seines Lebens, der Juli 1849.

Am 3. Juli flüchteten die Reste der provisorischen Regierung — darunter Goegg, Sigel und Werner — von Freiburg durch das Höllental in Richtung Donaueschingen. Nicht alle Truppen folgten ihnen: 2 Schwadronen Dragoner, 1 Bataillon Infanterie und 1 Batterie blieben wegen der in Aussicht gestellten Amnestie in Freiburg zurück.

Dortu konnte der Regierung nicht ins Höllental folgen, da er noch am gleichen Tag eine ausgedehnte Vollmacht erhielt, Lebensmittel aller Art, Pferde, Kriegsbedürfnisse, überhaupt alle Gegenstände, welche er für Land und Armee nützlich erachtete, zu requirieren und bei Widersetzlichkeiten das Standrecht anzuwenden. Wieder geht Dortu eifrig an die Ausführung, wie folgendes Schriftstück zeigt:

„Standquartier Hochdorf,
den 4. Juli 1849 halb 9 Uhr.

An die Gemeinde Buchheim
(gleichlautend an die anderen Gemeinden)
Beschluß.

Kraft der mir vom Obergeneral Sigel übertragenen Vollmacht erteile ich folgende Weisung:

1. Sie haben angesichts dieses Sturm läuten zu lassen.
2. Das erste Aufgebot sofort unter die Waffen zu stellen und mit Munition zu versehen, das ganze Aufgebot nehme ich mit.
3. Soviel Wagen als möglich mit Sitzen herichten zu lassen, die Wagen müssen zweispännig sein.



Maximilian Dortu
Nach der „Illustrierten Zeitung“ 1849

4. Soviel Brod, Wein, Bier und gedörrtes Fleisch sowie Mehl u. Haber als möglich zusammen zu bringen.

Ich erwarte die pünktlichste Befolgung meiner Befehle. Gegen die Widerspänstigen muß ich sofort das Standrecht in Anwendung bringen.

In 2 Stunden treffe ich mit meinen starken Truppen ein, um alles in Empfang zu nehmen.

Max Dortu, Major.

Der dieses überbringenden Ordonnanz ist Bescheinigung zu geben.

Max Dortu.“

Außer den sogenannten Marchgemeinden hatte Dortu auch sieben Schlösser zur Requisition auf seine Liste gesetzt. Er begann

mit dem Schloß des Herrn von Andlau in Hugstetten. Er überzeugte sich jedoch, daß nichts vorhanden war, entfernte sich mit leeren Händen und glaubte, seinen Auftrag mit „Schonung und Humanität“ ausgeführt zu haben. Aber er kam doch in den Ruf des Plünderers.

Es steht nun nicht fest, ob er nach Durchführung seines Auftrags der provisorischen Regierung ins Höllental nacheilte und von dieser wiederum zurückgeschickt wurde, um die zurückgebliebenen ehemaligen badischen Linientruppen doch noch zum Zug ins Höllental zu bewegen und dabei von den Dragonern verhaftet wurde, oder ob er am Tage der Ereignisse von Hugstetten abends über die Kaiserstraße ging und dabei von einem Schloßangehörigen erkannt und festgenommen wurde. —

Er wird in das Amtsgefängnis in der Löwenstraße eingeliefert und am 8. Juli nach Rücksprache mit Generalkommissär Neef mit den Akten an das Stadtkommando der inzwischen in Freiburg eingerückten Preußen abgegeben. Der Kommandierende General des ersten Armeekorps der Okkupationsarmee von Hirschfeld verfügt schon am 9. Juli die kriegsgerichtliche Untersuchung wegen Kriegsverrat. Die Zuordnung eines Verteidigers lehnt *Dortu* ab, weil er wisse, daß sich zwei Parteien gegenüberstehen, deren eine die Vernichtung der anderen wünsche, folglich eine Verteidigung unnütz sei.

Am 11. Juli morgens 8 Uhr wird *Dortu* im Amtsgefängnis vor das Kriegsgericht gestellt. Dieses wird aus je drei Hauptleuten, Leutnants, Sergeanten und Unteroffizieren des 26., 27. und 29. Infanterieregiments gebildet, Präses ist der Major von Sellenthin. Die Sitzung ist nicht öffentlich. Auch in der „Freiburger Zeitung“ erscheint keine Notiz darüber. Die Verhandlung gegen ihn basiert nur auf seiner Tätigkeit als preußischer Landwehrunteroffizier nicht als Major der Freischärler. Bei der Vernehmung über seine

Vorstrafen bekennt er sich zu seinen Äußerungen über den Prinzen von Preußen. Er nehme zwar seine Vorwürfe zurück, halte ihn aber gleichwohl für einen der ersten und entschiedensten Gegner der Demokratie. Das Kriegsgericht verurteilt ihn, weil er als preußischer Unteroffizier gegen die preußischen Truppen die Volkswehr organisiert, gekämpft und für die Insurgenten requiriert habe, zur Degradation und zum Tode. Der Divisionsauditeur, der sich über die Gesetzmäßigkeit des Urteils äußern muß, findet mehrere Mängel, so daß die Akten zur Nachprüfung an den Generalauditeur nach Berlin geschickt werden müssen.

Sobald die Eltern von der Verhaftung des Sohnes Nachricht erhielten, fuhr der Vater nach Freiburg, um beim Prinzen von Preußen und dem General von Hirschfeld ein Wort für seinen Sohn einzulegen. Er wurde nicht vorgelassen und konnte am 20. Juli nachmittags den Sohn nur einige Minuten sprechen. Der Sohn tröstete seinen Vater, daß er mutig sterben werde, wie er ein tapferer Streiter der Revolution gewesen sei. Vater und Sohn wissen, daß das Urteil nur auf dem Gnadenwege revidiert werden kann. Doch beide sind zu stolz dazu. Nur die tiefgebeugte Mutter richtet ein Gnadengesuch an den König, der dieses an das Staatsministerium weiterleitet. Der Ministerpräsident Graf von Brandenburg spricht der Gesuchstellerin zwar volle Teilnahme an dem traurigen Geschick aus, will aber die Begnadigung beim König nicht beantragen. Wahrscheinlich sollte auch ein abschreckendes Beispiel gegeben und nicht gleich das erste kriegsgerichtliche Urteil abgesehen werden.

Leider existieren die Akten über den Prozeß nicht mehr. Sie gehörten zum Bestand des Preußischen Heeresarchivs, Generalauditoriat. Bei der Errichtung eines selbständigen Heeresarchivs in Potsdam wurden sämtliche einschlägigen Bestände dahin überführt. Im Frühjahr 1945 wurde das Heeres-

Ich bin nun des Todesurteils gefaßt. Wenn
ich Mühe sich eine Überzeugung zu bekommen
und für dieselbe zu kämpfen, muß ich den
Mühen leben, für dieselbe zu sterben.

Ich habe mir immer fort mühsam erarbeitet, weil
ich das Gewissen habe. Ich bin der Ansicht, daß ich
mit der richtigen und vernünftigen Erkenntnis, was
mir richtig erscheint, mich in meine Pflichten dem
Vaterlande gegenüber erfüllt habe.

Ich habe meine Familie und Mühe, weil ich
für die Befreiung des Vaterlandes gekämpft habe.

Max Dortu

Letzte Seite des Abschiedsbriefes an die Eltern Dortu; kurz vor seiner Hinrichtung geschrieben

archiv durch Luftangriff mit den gesamten Beständen vernichtet.

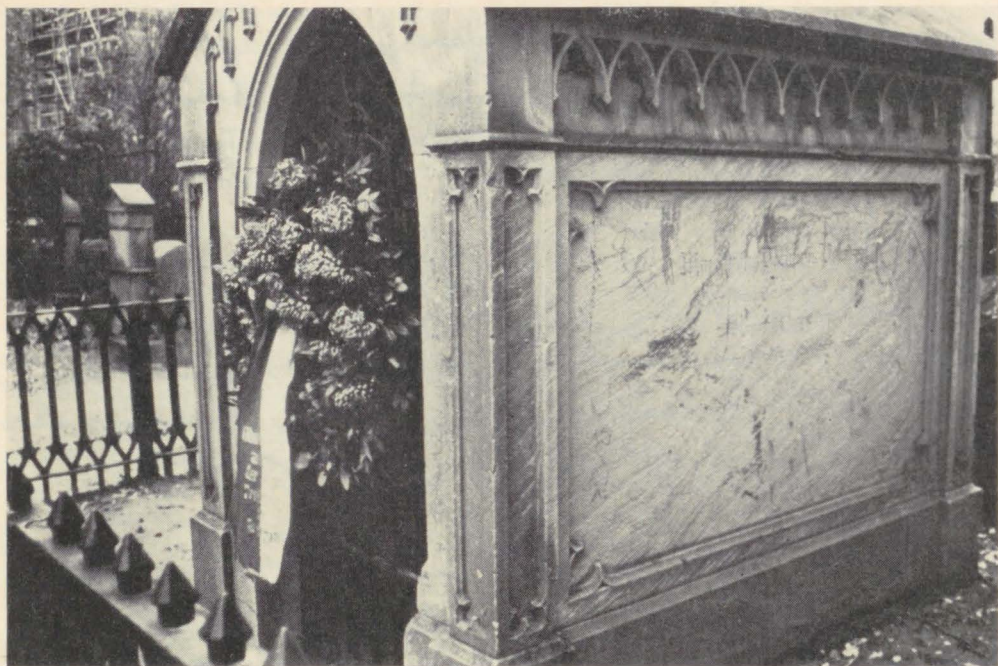
Nach Rückkehr der Akten nach Freiburg bestätigt der Kommandierende General v. Hirschfeld am 30. Juli das Urteil dahin, daß Dortu mit dem Tode durch Erschießen zu bestrafen sei.

Am Morgen vor der Exekution schrieb er an seine Eltern einen Brief, von dem nur die letzte Seite noch bekannt ist. Sie ist als Faksimile diesem Artikel beigelegt.

Der Verurteilte hat die Beschreitung des Gnadenweges abgelehnt ebenso wie geistlichen Zuspruch. Er hielt den Geistlichen nicht für unparteiisch und ließ ihn zweimal vergeblich einen Zuspruch versuchen.

Am 31. Juli um 4 Uhr morgens war die Exekution. Außer einer Infanteriebegleit-

mannschaft war eine Schwadron Husaren kommandiert. Neben seinem Wagen fuhr ein Wagen mit seinem Sarge, was seine Freunde als besondere Rohheit rügten. Die Begleitung eines Geistlichen lehnte er wieder schroff ab und sagte zu ihm: „Sie sehen, daß ich ruhig und gefaßt sein kann, obwohl ich die totale Überzeugung habe, daß ich ins Nichts gehe.“ Am Friedhof in der Wiehre mußte Dortu aussteigen. Er ging zum Richtplatz, „ein großer schöner Mann, mutig und gefaßt“. Das Todesurteil wurde verlesen. Er will dann zu den Soldaten sprechen. Trommelwirbel erstickt seine Worte. „Brüder, zielt gut!“ ruft er noch, dann kracht die Salve. In den Sarg gelegt, wird er sogleich eingescharrt. Landwehrmänner, seine Landsleute, setzen ihm ein hölzernes Kreuz auf das Grab.



Gruft der Familie Dortu auf dem Friedhof in der Wiehre. Die Grabstätte wird an Allerheiligen mit einem Kranz des Oberbürgermeisters geschmückt. Die Inschrift auf der Südseite der Gruft ist kaum mehr zu lesen
 phot. Erich Katterfeld

Der Vater hofft, daß die Hinrichtung seines Sohnes das erste und einzige Opfer des Kriegsgerichts gewesen sei, jedoch allein in Freiburg wurden nicht viel später noch zwei andere Freischärler an der gleichen Stelle erschossen und beerdigt. Die Eltern des Max Dortu beabsichtigten, nach Freiburg zu ziehen und sich neben dem Sohn begraben zu lassen. Sie zogen jedoch nach Toulouse, wo der Vater 1858 starb. Seine Witwe ließ in Freiburg über dem Grabe des Sohnes auf dem Friedhof in der Wiehre eine Gruft errichten, in der ihr Gatte neben dem Sohn beigesetzt wurde. Die Mutter, die 1861 in Berlin starb, hatte sich einbalsamieren und ebenfalls an der Seite des Sohnes begraben lassen. Sie hatte der Stadt Freiburg 1000 Gulden zur ewigen Unterhaltung der Gruft vermacht. Merkwürdig ist, daß infolge einer falschen Nachricht noch 1907 als Todesdatum der 14. August stand, das

erst später — wie deutlich zu sehen ist — in den 31. Juli berichtigt wurde.

Die Inschrift auf der Südseite der Gruft lautet:

Hier ruht
 Maximilian Dortu aus Potsdam
 23 Jahre alt, erschossen den 31. Juli 1849,
 Mit ihm vereint seine Eltern,
 deren einzige Freude und Hoffnung er war.

Johann Philipp Becker aus Biel in der Schweiz, der während der Mai-Revolution in Baden Oberkommandierender sämtlicher Volkswahren war und in dessen Büro Dortu gearbeitet hatte, schrieb im Todesjahr über seinen Freund:

„Dortu war ein Mann von den glücklichsten Anlagen. Mit der kritischen Schärfe, welche seinen norddeutschen Landsleuten eigen ist, verband er jene warme Begeisterung für alles Große, Schöne und Gute, welche der

Adel und Zauber der Jugend ist. Er zeigt Stolz in seinem Betragen, Gewalt in seiner Stimme, Anmuth in seiner ganzen Erscheinung. Gegen seine Freunde bewies er dieselbe Hingebung und Aufopferung, mit welcher er seiner politischen Überzeugung zugegangethan war. Großherzig und großdenkend, wie er war, mußte er natürlich von seinen Feinden mit aller der Wuth behandelt werden, welche der Knecht gegen den stolzen freien Mann empfindet. Sein Tod hat unter der demokratischen Bevölkerung Preußens, hat namentlich in Berlin eine furchtbare Erschütterung bewirkt und man pflegt den Namen des jungen Mannes neben dem des greisen Batthyany*) zu lesen. Möge ihm die Erde leicht, der Welt sein Andenken unvergeßlich sein!“

Nachdem also Dortu durch ein *preußisches* Standgericht am 11. Juli in Freiburg zum Tode verurteilt und am 31. Juli erschossen worden war, hat der großherzoglich badische Kriegsminister *A. von Roggenbach* mit Bekanntmachung vom 3. August zur Aburteilung der vor das Standgericht gewiesenen Straffälle in Freiburg ein außerordentliches *badisches* Kriegsgericht bestellt und besetzt. Das Gericht war für den Bezirk des Oberrhein- und Seekreises ausschließlich für badische Staatsangehörige zuständig.

Vorsitzender, Stellvertreter und Gerichtsmitglieder sind Angehörige der preußischen Okkupationsarmee. Als Vorsitzender fungiert Major v. Gillern, Kommandeur des 8. preuß. Jäger-Bataillons.

Ankläger sind der bad. Hofgerichts-Assessor Lacoste und bad. Amts-Assessor Schmitt. Als Untersuchungsbeamte werden der bad. Amts-Assessor Bachelin und Auditoratsverweser v. Göler eingesetzt.

Das Richtergremium besteht danach nur aus preußischen Militärpersonen, während die übrigen Gerichtsbeamten badische Juristen sind. Der Untersuchungsbeamte hat ein kurzes Vorverhör mit dem Angeklagten sowie mit den von ihm angeführten Ent-

lastungszeugen und den vom Ankläger benannten Zeugen vorzunehmen. Sodann muß der Angeklagte zur Wahl eines Verteidigers aufgefordert werden. In der Verhandlung begründet der Ankläger die Anklage und stellt den Antrag auf Todesstrafe oder bei minderer Beteiligung auf zehnjähriges Zuchthaus. Anschließend hört der Untersuchungsbeamte den Angeklagten über die ihm angeschuldigten Tatsachen. Dem Verteidiger ist das Wort, so oft er es verlangt, zu gestatten, doch sind ihm Ausfälle und ungehörige Abschweifungen zu untersagen. Es folgt nun das Zeugenverhör. Am Schluß des Verhörs, bei dem auf den Beweis des Tatbestandes, der Täterschaft und Zurechnungsfähigkeit des Täters sowie der vorhandenen Milderungs- und Erschwerungsgründe die Hauptücksicht zu nehmen ist, äußert sich der Ankläger noch einmal über das Ergebnis der Verhandlung und kann hiernach seinen Antrag wiederholen, zurücknehmen oder abändern. Das letzte Wort wird dem Angeklagten beziehungsweise seinem Verteidiger eingeräumt. Nun folgt die Beratung und Abstimmung des Kriegsgerichts.

Sofern das Urteil auf den Tod lautet, ist es innerhalb 24 Stunden, auf Betreiben des Vorsitzenden sofort durch Erschießen des Verurteilten zu vollziehen, wenn nicht das Kriegsministerium sich die Prüfung und Genehmigung desselben vorbehalten hat.

Unter den badischen Gefangenen, die auf ein Kriegsgerichtsurteil warten, ist auch ein gewisser **Friedrich Neff** aus Rümplingen bei Lörrach.

Er war in der Freiburger Karlskaserne untergebracht — jetzt Gebäude der Oberpostdirektion am Siegesdenkmal — in Zelle Nr. 71 zusammen mit 15 Inhaftierten aus dem Oberland, hauptsächlich aus Inzlingen.

Ein Mitgefangener namens Theodor Armbruster aus Wolfach — genannt „Theodor der Seifensieder“ — war in der benachbarten Zelle Nr. 72 inhaftiert und schilderte

in täglichen Aufzeichnungen seine Erlebnisse während seiner Haft in Freiburg. Die Zustände in den beiden nebeneinanderliegenden Zellen dürften kaum verschieden gewesen sein. Er schilderte seine ersten Eindrücke wie folgt:

24. 7.:

„In der Kaserne angekommen, werden wir hinten im Hof eine Treppe hoch rechts in ein Gefängnis Nr. 72 in schweren Soldatenarrest gesperrt. Jetzt erhielten wir 7 Eßlöffel, aber nichts zu Essen, um welches wir gleich gegen Bezahlung und Trinkgeld baten. „Ich will sehen“, war die Antwort. Wir blieben lange Zeit nebeneinander stehen, die Reisetaschen in der Hand haltend und betrachteten mit Schrecken unser Loch. Dasselbe hatte eine Pritsche mit 4 Spreusäcken, und 3 solcher Säcke lagen in einer Ecke aufeinander. Freier Platz war es 4 Schritte breit und 5 Schritte lang. Das Gefängnis war ganz mit Koth beschmiert und hat zwei Löcher mit Gitter: eins in den Kasernenhof sehend — hier war der Laden auf —. Das zweite Gitter geht gegen die Straße nebst der Kaserne (heute: Auf den Zinnen) und war mit einem Laden zugenagelt, so daß nur das eine Loch uns Luft gewährte. Der Notdurftkübel war eben voll Unrath, und die Wasserkanne war halbvoll mit Wasser und Stroh. Die Luft war stinkend zum Erstickten gewesen.“

26. 7.:

„Neben uns ist das Gefängnis Nr. 71. Da liegen 16 Mann zusammengekauert, darunter der Zivilkommissar *Neff*. . . . Zu unserem Herzenleid ist das Wasser schon wieder zu Ende, es war nur eine 3 Maß starke Kanne da und der Dampf und Qualm ist wieder zum Erstickten. Es hängen — sich mit den Händen haltend — immer 3 Mann am Gitter, um frische Luft abwechselnd zu fassen. Zwei davon stehen auf dem Notdurftkübel und der Dritte steht auf der

Wasserkanne und greift über die zwei ersten Rücken vor — sich am Gitter haltend. König liest zur Unterhaltung das Neue Testament, auch werden zu allem Elend Anekdoten erzählt, um den Mut aufrecht zu erhalten. . . . Es ist uns jetzt untersagt, an dem Gitter zu stehen und frische Luft zu atmen. Die Wache sagt, auf höhere Order sei dieser Befehl erteilt worden.“

27. 7.

„Um 5 Uhr ist das Wasser schon zu Ende und alle hatten starken Durst. Die Schildwache wurde ersucht, man möchte uns öffnen, um Wasser holen zu können. Der Mann meldete es beim Oberaufseher, es wurde aber nicht geöffnet. Es wurde zum Gitter hinausgerufen um Wasser, aber umsonst. Von 8 bis $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, da es dunkel wurde, sind alle 14 Gefangene auf einem Haufen schweißtriefend an der Tür gestanden, riefen um Wasser und glaubten jedesmal, so oft sich etwas im Gang hören ließ, es werde aufgemacht, um Wasser zu erhalten, allein umsonst. Schrecklich war dies mitzumachen, und keiner wird es von uns in seinem Leben vergessen. Als alles Rufen vergebens war, legte sich einer nach dem andern nieder und sich lieber den Tod wünschend, als so behandelt zu werden. Unseren Kameraden neben uns in Nr. 71 ging es nicht besser.“

Friedrich Neff war ein Tag vor Dortu in Breisach verhaftet worden. Er war durch Tagesbefehl des Chefs der Volkswahren und Freischaren Joh. Phil. *Becker*, eines Freundes aus der Bieler Emigrationszeit, als „Kriegskommissar“ entlassen und zur Verfügung des Kriegsministers Werner gestellt worden. Er folgte jedoch am 3. Juli nicht seinem Minister ins Höllental, sondern wollte über Frankreich in die Schweiz, um dort neue Freischärler zu werben und diese den Aufständischen zuzuführen. Dies wurde sein Verhängnis. Mit Werner hätte er am 11. Juli bei Kreuzlingen sicher die Schweiz erreicht.

So aber traf Neff am Abend des 3. 7. mit einem Postwagen von Freiburg kommend auf der Rheinbrücke in Breisach ein und wollte in den franz. Postwagen umsteigen. Unverständlicherweise war er noch mit Gewehr und Schlepssäbel bewaffnet und hatte einen Koffer bei sich, der deutlich seinen Namen trug. Außer vielen Papieren und Aufrufen enthielt dieser auch ein Siegel des bad.-pfälz. Kriegskommandos und einige Bücher mit dem Siegel des großh.bad. Kriegsministeriums. Ein aufmerksamer Grenzbeamter fand im Fahndungsblatt Nr. 106 vom 15. Mai 1848 neben dem Namen von Friedrich Hecker auch den „ledigen Landwirt Friedrich Neff aus Rümplingen“. Nach Neff wurde seit Mai 1848 gefahndet, weil er an dem Heckeraufstand im April 1848 aktiv beteiligt und mit einer Freischar zur Befreiung des in Säckingen verhafteten Struve ausgezogen war.

Auf Befehl des Oberamtmanns *Stigler* wurde Neff verhaftet, unter starker Eskorte zunächst ins Breisacher Gefängnis und später nach Freiburg gebracht.

Seine Verhaftung und Überführung nach Freiburg wurde zunächst geheim gehalten. Erst nach Einmarsch der preußischen Truppen kam er in die Karlskaserne — wie schon gesagt in die Zelle Nr. 71 —. Am 5. August wurde er in eine Einzel-Arrestzelle verlegt und von 2 Soldaten, die sich mit ihm in der Zelle aufhalten mußten, bewacht. Seiner Mutter, Anna Maria, geb. Scherer, die schon mit 43 Jahren ihren Mann, den Küfermeister und Bürgermeister Johann Jakob Friedrich Neff verloren hatte, wurde das Wiedersehen mit ihrem einzigen Sohn in Freiburg brüsk verwehrt.

Inzwischen hatte auch das außerordentliche Kriegsgericht in Rastatt seine Tätigkeit aufgenommen. Als erster der vielen Revolutionäre, die in den Kasematten von Rastatt gefangen gehalten wurden und ihrer Aburteilung entgegensahen, wurde der frühere „Kriegsminister-Stellvertreter“ und Heraus-



Friedrich Neff aus Rümplingen. (Bild im Besitz der Fam. Hügin-Roskopf, Rümplingen)

geber des Rastatter „Festungsboten“ Ernst Elsenhans zum Tode verurteilt und in den frühen Morgenstunden des 7. 8. in den Festungsgräben von Rastatt von preußischen Truppen erschossen.

Am 8. August trat das Kriegsgericht in Freiburg unter Vorsitz des preußischen Majors von *Gillern* zu seiner ersten Sitzung im „Basler Hof“, dem heutigen Sitz des Regierungspräsidiums, zusammen. Nach Angaben von Theodor Armbruster wurde Neff um 1/26 Uhr morgens von 5 Soldaten und 1 Gendarm vor das Kriegsgericht geführt. Er hatte die Nacht zuvor 3 Mann Bewachung vor seinem Gefängnis. Die Prozeßakten sind später vernichtet worden wie viele andere wichtige Dokumente aus den beiden Revolutionsjahren 1848/49. Als Unterlagen für den Prozeß dienen daher nur noch Berichte aus der damaligen „Neuen Freiburger Zeitung“. Der Prozeßberichterstatte steht



Schuldschein zu Gunsten der deutschen Republik mit den Namen Joh. Ph. Becker und Fr. Neff.
(Im Besitz der Fam. Hügin-Rosskopf, Rümplingen)

natürlich ganz auf seiten des Gerichts, weshalb er auch sehr ausführlich über die Rede des Anklägers und nur oberflächlich über die Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen sowie das Plädoyer des Verteidigers berichtet.

Um 9 Uhr stand Neff vor dem Gericht. Als Beisitzer fungierten sechs preußische Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Die Anklagerede hielt der großherz. bad. Hofgerichtsassessor *Schmitt*.

Obwohl Neff vor diesem Kriegsgericht nur wegen seiner Handlungen im Maiaufstand 1849 belangt werden konnte, kam *Schmitt* immer wieder auf die aktive Teilnahme Neffs in den beiden Aufständen vom April und September 1848 und seine schriftstellerische Tätigkeit nach diesen Aufständen zurück. Am Ende des ersten Aufstandes, des sogen. Heckerzuges, war *Struve* in Säckingen gefangen genommen worden. Hauptsächlich durch den persönlichen Einsatz von *Neff* wurde *Struve* gewaltsam aus

dem Gefängnis befreit. Nach dem Gefecht von Staufen, das den 2. Aufstand im September 1848 beendete, begab sich *Neff* erneut nach der Schweiz.

Unterm 9. Oktober erschien in Dornbach b. Basel ein Büchlein von Löwenfeld, *Neff* b. Thielmann, in dem jeder über „seinen Anteil an der zweiten Schilderhebung des badischen Volkes im September 1848“ eingehend berichtete. Neffs Schlußworte lauteten:

„Ferner sah ich, daß man keine Republik gründet durch Guttätigkeit und Milde, wie wir es tun wollten; die alte Schuld kann leider nur mit Blut abgewaschen werden. Ferner hörte ich von vielen Seiten, daß Leute aus meiner Heimat, dem Oberlande, Feinde der Republik, sich geäußert haben, sie würden mich in Stücke reißen, wenn sie mich hätten, denn ich sei Schuld an all dem Unglück, das auf unserer Gegend hafte. Ich zürne ihnen deswegen nicht; ich stehe mit ihnen auf gleichem Fuße. Wir sind Feinde,

Fahndungs-Blatt.

Karlsruhe, den 15. Mai 1848.

O b e r r h e i n k r e i s .

Nr. 1028. Gr. Bezirksamt Lörrach.

II. Friedrich Heder, früher Obergerichtsadvokat zu Mannheim, ist des Hochverrats angeklagt, indem er mit bewaffneten Maffen die bestehenden Throne und Staatsverfassungen von Baden und der übrigen deutschen Bundesstaaten umzustürzen bemüht war.

Der Angeklagte befindet sich auf flüchtigem Fuße; wir bitten, auf ihn zu fahnden, und denselben im Vernehmungsfalle an uns abzuliefern. Einer Beschreibung der im Lande hienlänglich bekanteten persönlichen Verhältnisse desselben wird es nicht bedürfen, jedoch wird auf das Signalement in Nr. 96, Seite 445 verwiesen.

IV. Der ledige Landwirt Friedrich Neff von Kummingen, von dem unten ein Personalbescrib folgt, ist beschuldigt und dringend verdächtig, an den hochverräterischen Unternehmungen der Kreischaaren in Wort und That Antheil genommen, insbesondere in öffentlicher Rede zur Theilnahme aufgereizt zu haben, auch mit einer Kreischaar, zur Befreiung des in Sickingen verhafteten Struve, ausgezogen zu sein.

Da sich Neff seither in seiner Heimath nicht mehr blicken ließ, und sein dormaliger Aufenthaltsort unbekant ist, (vermuthlich halt er sich zu Basel oder sonst irgendwo in einem Gränzorte der Schweiz oder des Elsasses auf,) so wird er auf diesem Wege aufgefordert, ohne Verzug zur Verantwortung dabier sich zu stellen, widrigenfalls nach Landesgesetzen wider ihn verfahren wurde.

Zugleich erlauben wir die betreffenden Polizeibehörden, auf Neff zu fahnden, ihn im Vernehmungsfalle festnehmen lassen, und uns abzuliefern, oder doch von seinem Aufenthaltsort und Treiben Nachricht erteilen zu wollen.

S i g n a l e m e n t .

Alter, 26 Jahre; Größe, 5' 5" 5''' ; Statur, schlank; Gesichtsforn, rundlich; Gesichtsfarbe, blaß; Haare, braun und lang; Stirne, gewöhnlich; Augenunbekant; Nase, etwas stumpf; Mund, gewöhnlich; Bart brauner, starker Schnurrbart und Hammbacher.

Aufgrund dieses Fahndungs-Blattes wurde Neff am 3. 7. 1849 in Breisach verhaftet

An die republikanisch gesinnten Soldaten aber richtet er ein Bruderwort des Wohlwollens, der Liebe und der Freundschaft:

„Wir wissen wohl, teure Brüder, daß viele von euch nur gezwungen von euren lausigen, adelichen Offizieren gegen das Volk marschierten. Darum schießt die Hunde, eure Offiziere, tot und wählt euch aus euch selbst eure Offiziere. Viele von euch haben mehr militärische Kenntniss als diese Lausbuben. Sobald einmal Republik ist, werden in kurzer Zeit viele von euch, von den gemeinen

und jeden Feind der Republik, den ich der Mühe wert halte, werde auch ich, sofern es in meiner Macht steht, in der nächsten Volkserhebung von nun an töten. Nur durch Schrecken und Ströme Bluts kann nach diesen Vorgängen die Republik noch gegründet werden. Wer aber diesen Weg des Schreckens betreten will, der darf sein Leben nicht höher achten als ein Pfifferling und das Leben der Feinde nicht höher als Gras. Er muß sich als eine Kraft betrachten, die ohne Herz und Gefühl und ohne eigenes Leben, nur zum Wohle Tausender Einzelne zermalmt, wie ein Mühlstein die Weizenkörner.

In dieser Richtung bin ich entschlossen, fernerhin mit meiner bescheidenen Kraft der Sache der deutschen Republik zu dienen.

Dornbach, den 9. Oktober 1848

Fr. Neff
ein roter Republikaner“

Der Ankläger theilte ferner verschiedene Proben aus Flugblättern mit, die man bei Neffs Gefangennahme in Breisach packweise in seinem Koffer gefunden hatte. In einem solchen Blatt, das an die „Elenden Brudermörder und an die braven republikanisch gesinnten Soldaten in Baden“ gerichtet ist, sagt er zu den ersteren, also zu den Soldaten, die bei Staufen auf die Freischärler geschossen haben:

„Auf euch allein komme der Fluch des Volkes, und wie ein Gespenst soll das Elend des Volkes euer Gewissen verfolgen und nicht ruhen, bis euch die Qual getötet hat. Jeder Bissen Brotes, den ihr esset, sei ein Gift, das euch die Seele in dem Leibe zerstöre. Nicht eine bloße Redensart soll dies sein. Weib, nimm Arsenik und Blausäure und vergifte ihnen ihre Speise und ihre Getränke. Mann, greif zu Dolch und Schwert und kehre es in ihren Eingeweiden um! Das Volk wird einst eine schreckliche Rache nehmen an euch Elenden.“



Im Vordergrund die ehem. Karlskaserne, in deren Rückgebäude am Karlsplatz Neff wie Krcmer bis zu ihrer Erschießung eingekerkert waren.

(Panorama-Aufnahme des Fotografen C. Clare 1889 von der Kreuzblume des Münsters)

Soldaten, schnell, nicht bloß bis zum Offiziere, sondern bis zu den Generälen hinaufsteigen, wie in den neunziger Jahren in der französischen Republik geschehen ist.“

In Biel schloß er sich mit Joh. Ph. *Becker* zusammen und gründete die „Gesellschaft deutscher Republikaner“. Unter diesem Namen gab der Wehrbund „Hilf Dir“ Schuldscheine heraus in Stückelung von $\frac{1}{3}$ bis 400 Talern. Die Rückzahlung mit 5 % jährlicher Zinsen sollte nach Gründung der Deutschen Republik erfolgen. Der Ertrag dieser Anleihe sollte zur Verbreitung demokratischer Grundsätze, zur Anstrengung freistaatlicher Zustände und zur Versorgung aller im Streben für die Freiheit verunglückten Genossen und ihren Familien dienen.

Neff hatte, bevor er sein Studium der Rechte und Philosophie in Freiburg, Tübingen,

München und Heidelberg aufgenommen hatte, im Waadtland und Genf als junger Küfer fließend französisch gelernt. Er eilte nun von Biel nach Paris, wo er mit den Häuptern der flüchtigen deutschen Revolutionäre in Verbindung trat. Über den Stand der Dinge in Baden schien er fortwährend genaue Kunde gehabt zu haben. So schrieb er am 11. Mai 1849 an seine Mutter nach Rümplingen:

„Jetzt gehts los. Vielleicht ehe Ihr diesen Brief erhaltet, haben wir eine Republik. Heute reise ich nach Straßburg. Ich werde wahrscheinlich am Sonntag Leute treffen von der Offenburger Versammlung aus unserer Gegend. Es lebe die rote Republik!“

Diese Zeit von April 1848 bis 11. Mai 1849 hat ihn bei der Urteilsfindung am stärksten belastet. Besonders seine Druck-erzeugnisse aus der Schweiz haben auf die

preußischen Militärs als Richter ihre negative Wirkung nicht verfehlt. Was warf nun aber der Ankläger dem Angeklagten als hochverräterische Handlungen *nach* dem 11. Mai vor? Neff war noch am gleichen Tag von Paris über Straßburg in seine Heimat geeilt und begab sich von da nach Karlsruhe, wo er sich dem Landesausschuß zur Verfügung stellte. Er wurde in seine Heimat als „Civil-Kommissär“ zurückgeschickt mit dem Auftrag, zunächst deutsche Freiwillige in der Schweiz anzuwerben. Von seinem Standort Efringen aus erließ er in Schweizer Blättern einen Aufruf an die deutschen Flüchtlinge, nach Baden zu kommen, um die Sache der Revolution zu unterstützen. Nach Angaben des Anklägers sollen mehrere hundert „Individuen“ in Efringen eingetroffen, von Neff empfangen und nach Freiburg und Karlsruhe weitergeleitet worden sein. Sie bildeten später die sogen. „Schweizer Legion“ unter Joh. Phil. Becker, der mit Neff zusammen Ende 1848 in Biel Schuldscheine zu Gunsten der Deutschen Republik herausgegeben hatte. Struve wollte anfangs Juni mit Hilfe dieser Legion *Brentano*, den Chef der provisorischen Regierung, stürzen und sich an seine Stelle setzen. Als dieser Versuch mißglückt war, wurde die Legion ins Unterland geschickt, um in dem Kampf gegen die preußische Okkupationsarmee verwendet zu werden. Neff machte diesen Zug vom 5. Juni an bewaffnet in der Eigenschaft als „Kriegs-Kommissär“ mit und erhielt 2000 fl. Staatsgelder, mit denen er die Ausgaben der Kolonne bestritt. Der Zug führte ihn über Heidelberg, Schönau, Heddesbach nach Durlach und Rastatt. Durch einen Tagesbefehl J. Ph. Beckers vom 29. Juni — diktiert in Niederbühl b. Rastatt — wurde Neff seines Dienstes in der Legion enthoben und zur Verfügung des Kriegsministeriums gestellt. Wie schon eingangs erwähnt, stellte sich Neff nicht seinem „Kriegsminister“ zur Verfügung sondern versuchte, auf eigene Faust

via Frankreich die Schweiz zu erreichen. Am 3. Juli erreichte ihn jedoch bei Breisach sein Schicksal. Dieses waren die wesentlichsten Punkte der Anklage. Ohne Berücksichtigung seiner Tätigkeit 1848, die an sich ja nicht zur Debatte stand, wäre es dem Ankläger schwer gefallen, für Neff das höchste Strafmaß zu beantragen.

Nachdem jedoch das Großherzogtum Baden durch den Prinzen von Preußen aus Neustadt a. d. H. in den Kriegszustand erklärt worden sei, müsse der Fall standrechtlich behandelt und von dem gegenwärtigen Kriegsgericht abgeurteilt werden. Der Ankläger beantragt abschließend für Neff den *Tod* durch *Erschießen*, da er als Anstifter und Teilnehmer bei dem im Mai ausgebrochenen hochverräterischen Aufruhr im Großherzogtum Baden erscheine.

Nachdem der Ankläger geendet, hielt der Untersuchungsrichter, Amtsassessor Bachelin, ein summarisches Verhör mit Neff, legte ihm Druckschriften, Briefschaften, verschiedene Gegenstände, die bei ihm vorgefunden worden waren, zur Anerkennung vor, nahm so die ganze Anklage gewissermaßen mit dem Angeklagten durch und gab ihm damit Gelegenheit, sich über alle Punkte zu äußern. Darauf folgte das Verhör der geladenen vier Zeugen, unter denen ein Entlastungszeuge war.

Über das Zeugenverhör war nach Ansicht des Zeitungsmannes nicht viel zu sagen. Es bestanden nur verschiedene Angaben über die Anzahl der durch Neff ins Land verbrachten Flüchtlinge, worunter eine wohlorganisierte, aus der Schweiz kommende Schar von 150 bis 200 Handwerkern war. Nach Neffs Angaben seien auf seinen Ruf nicht mehr als etwa 50 Leute aus dem Ausland gekommen. Selbst der Entlastungszeuge konnte kaum etwas aussagen, was geeignet gewesen wäre, die Schuld des Angeklagten zu mildern.

Nun hatte der Verteidiger, Hofgerichtsadvokat Biechele, das Wort. Wenn er auch

keinen sehr vorteilhaften Stand hatte, so bemühte er sich jedoch nach Kräften, der Sache eine für seinen Klienten günstige Seite abzugewinnen. Nachdem er noch einmal ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß alles, was der Angeklagte etwa vor dem Mai-Aufstand getan haben möchte, hier nicht in Betracht kommen könne, weil es nicht Gegenstand der jetzigen Beurteilung sei, erhob er formelle Anstände über die Stellung Neff's vor das Kriegsgericht. Daß Baden in Kriegszustand erklärt worden sei, habe man im Lande allbekanntere Umstände wegen nicht sogleich erfahren. Erst gegen Ende Juni, d. h. zu einer Zeit, als Neff seine politische Tätigkeit schon eingestellt hatte, habe man davon Kenntnis erhalten.

Was werde ihm denn in der Mai-Revolution eigentlich vorgeworfen? Er habe im Auftrag der revolutionären, damals legitimen Regierung die deutschen Flüchtlinge zurückgerufen. Auch ohne Neff wären sie, die während des Hecker- und Struve-Aufstandes 1848 die Heimat verlassen mußten, in die Heimat zurückgekehrt und hätten sich der neuen Regierung zur Verfügung gestellt. Die Zahl, die Neff selbst geworben habe, sei im Ganzen gesehen gering gewesen. Den Zug der Flüchtlingskolonne habe Neff allerdings mitgemacht, aber sie sei bis zum 29. Juni, d. h. bis zur Zeit, wo Neff seine Entlassung als „Kriegskommissär“ erhielt, nicht ins Gefecht gekommen. Diese Vorwürfe können doch kaum für ein so hartes Urteil ausreichen. Was hat denn einen raschen und erregbaren jungen Mann wie Neff bei dieser Revolution so ungewöhnlich ergriffen? Der so mächtig gewordene demokratische Geist, die Streitigkeiten in der deutschen Frage, die Übelstände im Staat und in der Gesellschaft, die Schwäche der früheren Regierungsgewalt u.s.f.

Daraufhin stellte der Verteidiger den Antrag, die Sache des Angeklagten vor die ordentlichen Gerichte zu verweisen oder eventuell ihn straffrei zu sprechen. In einem

letzten Fall soll in Rücksicht der vorhandenen Milderungsgründe wenigstens nicht das Maximum der Strafe über ihn verhängt werden.

Der Staatsanwalt hatte bereits in seiner Anklage die möglichen Einwände gegen die Kompetenz des Kriegsgerichts erwähnt. Er ging nun nochmals darauf ein und zeigte zunächst die Unhaltbarkeit des aus der Unkenntnis der Verkündigung des Kriegsgesetzes und der Kriegszustandserklärung geschöpften Grundes. Solche Unkenntnis widerspreche einmal den hierüber allgemein gültigen Rechtsgrundsätzen, und überdies sei ja das Bekanntwerden jener Verkündigungen gerade durch die Revolution und was sie im Geleite hatte, also gerade durch das hochverräterische Unternehmen behindert worden, welches Neff aufs eifrigste beförderte. Wenn aber ein Teil seiner revolutionären Tätigkeit vor den 19. Juni, also vor den Tag der Erklärung des Großherzogtums in den Kriegszustand falle, so gehöre die Beurteilung des Falles dennoch vor dieses Gericht, denn das Gesetz vom 9. Juni 1849 besage ausdrücklich, daß das standrechtliche Verfahren gegen diejenigen statthaben solle, welche sich an den hochverräterischen Unternehmen seit dem 11. Mai beteiligt, sofern sie „zu den Anstiftern gehören oder an der hochverräterischen Verbindung Teil genommen.“ Zu dieser Klasse gehöre aber Neff jedenfalls. Zum Abschluß wiederholte der Ankläger den früher gestellten Antrag.

Sofort zog sich der Gerichtshof ins Beratungszimmer zurück, und der Angeklagte wurde abgeführt. Die Beratung dauerte etwa eine Stunde. Als das Richterpersonal wieder eingetreten war, wurde dem Angeklagten das Urteil durch den Vorsitzenden, den königl. Preußischen Major von Gillern verkündigt. Es lautete auf *Tod durch Erschießen* und war einstimmig gefaßt worden.

Nach der Verurteilung wurde Neff „in den Turm“** — wie er selbst in seinem Ab-

schiedsbrief schreibt — geführt, wo man ihm trotz mehrfacher Bitte kein Papier zum Schreiben gab bis erst spät abends. Etwa gegen 5 Uhr nachmittags werden durch einen Hauptmann und Wärter sein Mantel und seine Wäsche in der Karlskaserne abgeholt und ihm im „Turm“ übergeben. Dorthin wurden ihm abends noch Obst und Suppe gebracht. „Die Tür sei offen gestanden und an der Bettstatt eine Wache. Neff sei heiter gewesen und zahlte gleich.“

Mit einem Geistlichen, der ihm als Beistand geschickt wurde, unterhielt er sich bei einem Glas Wein nicht über religiöse Fragen, sondern nur über den Staat und die Philosophie. Dann schrieb er einen vierseitigen Abschiedsbrief an seine „liebe, theure Mutter“ und tröstete sie mit den Worten, daß er „so ruhig in den Tod gehen werde, als er einst in ihren Garten ging“. Der Schluß des Briefes lautet:

„Das war ein kurzes Leben für die Freiheit. Doch je mehr der vaterländische Boden mit reinem Blute getränkt wird, desto schöner wird die Blume der Freiheit erblühen. Es lebe die Freiheit, es lebe die soziale Republik!

Euer getreuer Sohn
Friedrich Neff.

Grüße an alle guten Republikaner.“

Um 3 Uhr morgens schrieb er noch einen Begleitbrief an den Bruder seiner Mutter, den Bürger Jakob Friedrich Scherer, Rümplingen:

„Lieber Freund!

In einer Stunde werde ich erschossen. Übergebet den anliegenden Brief unerbrochen meiner Mutter. Es ist das letzte Lebewohl. Aber bereitet sie zuerst dazu vor, damit sie der Schrecken nicht plötzlich hinwegrafft. Im übrigen hoffe ich, daß Ihr sie pflegen



Grabsäule auf dem alten Friedhof von Rümplingen. Man sieht, daß die alte Inschrift am Fuße der Säule ausgemeißelt und später wieder angebracht wurde

werdet und ihr beistehen werdet wie einer treuen Schwester.

Mit herzlichem Gruß und letztem Lebewohl

Euer treuer Freund
Friedrich Neff

Es stirbt sich süß für die Freiheit.“

Gegen 4 Uhr morgens wurde er unter Eskorte einer preußischen Ulanenabteilung in einer Chaise auf den Richtplatz am Friedhof in der Wiehre gefahren. Er schien sehr beherzt gewesen zu sein. Auf der Todesstätte angekommen wollte er einiges sprechen, was aber der kommandierende Offizier nicht zuließ. Sodann bat er, seinen Mantel an einen mit Namen genannten Gefangenen zu geben; es wurde ihm der Vollzug des Wunsches zugesagt. Danach trat Neff 10 Schritte von den Soldaten zurück, warf den Mantel von seinen Schultern, entblößte die Brust und legte die linke Hand auf den Rücken. Mit der Rechten den Hut in die Höhe schwingend rief er: „Es lebe die Freiheit, es lebe die Repub-!“ Die letzte Silbe sei nicht mehr hörbar gewesen, da die Salve krachte. 4 Kugeln durch den Kopf und 5 in die Brust endeten diesem Revolutionär sein junges Leben. Er wurde am Eingang des Friedhofs neben Maximilian *Dortu* begraben. Der Zutritt war dem Publikum nicht in dem Maße versperrt wie bei der Erschießung Dortus. Die „Bekanntmachung“ über seine Erschießung wurde in Freiburg am gleichen Tag überall angeschlagen.

Abends fand ein Abschiedsmahl für den Leiter der preußischen Okkupationsarmee, Prinz Wilhelm von Preußen, den späteren Kaiser Wilhelm I., im „Zähringer Hof“ in Freiburg statt. Vorher empfing er nochmals den Gemeinderat in einer Audienz. In seiner Ansprache kam er auch auf die beiden Erschießungen vom Wiehremer Friedhof zu sprechen. In der „Neuen Freiburger Zeitung“ heißt es unterm 10. 8. weiter: „Schmerzlich scheint der hohe Feldherr besonders durch den Umstand berührt worden zu sein, daß bei den Verurteilten ein so totaler Mangel an allem religiösem Sinn zu Tage getreten ist, worin er mit Recht eine der wirksamsten Triebfedern ihres heilslosen Treibens glaubte suchen zu müssen.“

Im Jahre 1854 schenkte die Mutter Neffs der Gemeinde Rümplingen ein Grundstück

zur Anlegung eines Friedhofes, da bisher die Rümplinger Bürger auf dem Friedhof des benachbarten Binzen beigesetzt wurden. Sie behielt sich dabei einen Platz für ihre eigene Ruhestätte vor und eine Grabstelle für die von ihr gewünschte spätere Überführung ihres Sohnes vom Wiehremer zum Rümplinger Friedhof. Zwei Kameraden ihres Sohnes sollen Jahre später seine sterblichen Überreste in einem Holzkoffer auf den Friedhof getragen und der Mutter als Erkennungszeichen ein rotseidenes Halstuch mitgebracht haben. Akten hierüber sind weder im Stadtarchiv Freiburg noch in den Kirchenbüchern von Binzen vorzufinden. Neben dem Grabmal der 1870 verstorbenen Mutter steht nun eine Säule zur Erinnerung an

FRIEDRICH NEFF
geb. 26. April 1821 dahier
standrechtlich erschossen
den 9. August 1849
in der Wiehre bei Freiburg

Die weitere Inschrift:

„Wer so wie Du fürs Vaterland gestorben,
der hat sich ew'gen Ruhm erworben!“

mußte auf Weisung der großherzoglichen Regierung auf Kosten der Mutter ausgeißelt werden, sie wurde nach 1918 wieder angebracht.

Bezeichnend für die Einstellung der großherzoglichen Behörden noch um die Jahrhundertwende sind zwei Schreiben des großherz. bad. Bezirksamts Lörrach an das Bürgermeisteramt Rümplingen:

am 20. 3. 1898:

„Nach Mitteilungen in öffentlichen Blättern soll heute Nachmittag oder an einem späteren Tag am Grabe des im Jahr 1848 (!) standrechtlich erschossenen Näf (!) von Rümplingen auf der dortigen Begräbnisstätte ein Kranz niedergelegt und damit voraussichtlich eine Feierlichkeit verbunden

werden. Die Sache soll von Lörracher ehemaligen Parteifreunden des Näf ausgehen. Es wird aber jede öffentliche Feierlichkeit an diesem Grabe hiermit polizeilich untersagt und der Ortspolizeibeamte von Rümplingen mit dem Vollzug beauftragt mit dem Bemerkten, daß polizeilicher Zwang anzuwenden ist, wenn Teilnehmer dem polizeilichen Verbot sich nicht fügen sollten. Über den Vollzug ist zu berichten.“

am 14. 4. 1898:

„Das Bürgermeisteramt Rümplingen wird beauftragt, die beiden Schleifen, welche von den Kränzen abgenommen wurden, die auf dem Grabe des standrechtlich erschossenen Neff von Rümplingen niedergelegt waren, alsbald hierher einzusenden.“

Zwölf Tage nach Neff wurde ebenfalls auf dem Friedhof in der Wiehre

Gebhard Kromer

erschossen. Im Gegensatz zu Dortu und Neff stammte Kromer aus ganz kleinen Verhältnissen. Er war am 17. Juni 1821 in Bombach (Kreis Kenzingen) als Sohn der ledigen Magdalena Wehrle geboren und 4 Stunden nach seiner Geburt auf den Namen Gebhardus getauft worden. Als Randbemerkung im Taufbuch der kath. Kirchengemeinde Bombach steht: „Als Vater gibt sich freiwillig an Joseph Kromer von hier (geb. 12. 4. 1788)“. Pate war der Schustermeister Johann Kromer. Durch die freiwillige Vaterschaftserklärung muß Gebhardus auch sofort den Zunamen *Kromer* erhalten haben, obwohl die Eltern auch später nicht geheiratet haben. In seiner Heimatgemeinde Bombach ist über die Jugend Kromers nichts bekannt. Niemand kann heute noch feststellen, ob er bei seinem Paten eine Schusterlehre gemacht oder bei seinen Großeltern Kromer oder Wehrle als Knecht in der Landwirtschaft gearbeitet hat.

Wir stoßen erst wieder auf ihn, den 28jährigen, im Mai 1849. Zu dieser Zeit war er Soldat bei dem großherzoglich Badischen

Infanterie-Regimente Erbgroßherzog Nr. II (Oberstleutnant von Klock), Bataillon Dreyer, 1. Kompanie (Hauptmann Stern).

Freiburg war anfangs Mai Hauptquartier des württ. Generals *v. Miller*, der sich in der Eigenschaft als Reichsgeneral hier aufhielt. General *v. Gayling*, als Kommandeur der bad. Feldbrigade hatte ebenfalls hier seinen Standort. Ihm unterstanden 2 Schwadronen Dragoner des Regiments Großherzog, eine halbe Batterie Artillerie und vom 2. Infanterieregiment die Bataillone Kraft, Dreyer und Koch, die in Freiburg und seiner Umgebung untergebracht waren. Das Bataillon Holtz vom 1. Infanterieregiment war am 12. Mai von Sulzburg gegen Krozingen marschiert.

Seit dem April 1849 war eine große Anzahl Rekruten, die zum Teil 1848 Freischarenzüge mitgemacht hatten, eingezogen worden. Die Anzahl war so bedeutend, daß sie diejenigen der alten Mannschaften überwog und demzufolge beherrschte. In der letzten Zeit hatte sehr anstrengendes Exerzieren der Mannschaft stattgefunden: vormittags in geschlossener Formation, nachmittags „Plänklerdienst“. Die Mannschaften hatten zum Teil einen weiten Anmarschweg zum Exerzierplatz (dem heutigen Freiburger Flugplatz), da sie ja meistens in den Dörfern im Norden und Westen Freiburgs einquartiert waren. Sie äußerten bei ihren Quartierleuten und in den Wirtshäusern ihre Unzufriedenheit ganz offen.

Am Donnerstag, dem 10. Mai, fand eine Soldatenversammlung auf dem Freiburger Schloßberg statt, obwohl der Kommandant der Freiburger Garnison *von Röder* von der Teilnahme abgeraten hatte. Auf dieser Versammlung zeigte sich erstmals offen der meuterische Geist der Soldaten des 2. Regiments. Auch *Kromer* war bei den Rädelführern, die die Soldaten aufforderten, sich den Volksvereinen anzuschließen.

Tags darauf erscheint in der Freiburger „Obernheinischen Zeitung“ eine „Einladung“

mehrerer Dragoner des Regiments Großherzog zu einer Soldatenversammlung am 13. Mai, nachmittags 2 Uhr, wieder auf den Schloßberg.

Es war bekannt, daß der Landesausschuß der Volksvereine seine Mitglieder auf Samstag, den 12. Mai, zu einem allgemeinen Landeskongreß nach Offenburg in den „Zähringer Hof“ eingeladen hatte. Am Tage darauf sollte eine Volksversammlung auf dem Offenburger Marktplatz zu der durch die letzten Frankfurter Ereignisse geschaffenen Lage Stellung nehmen. (Am 28. April hatte der preuß. König Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserkrone endgültig abgelehnt. Damit war das Verfassungswerk der deutschen Nationalversammlung gescheitert.)

Dieser 13. Mai gilt als der Beginn des badischen Soldaten-Aufstands bzw. der badischen Mai-Revolution. Rastatt war bereits in Händen der aufrührerischen Soldaten. Im Süden des Landes gärte es.

Wie sah es nun an diesem entscheidenden Tag in Freiburg aus? General *v. Miller* hatte auf 10 Uhr morgens eine große Parade auf den Exerzierplatz befohlen, wobei die Absicht bestand, das Standrecht zu verkünden. Man brachte aber in Erfahrung, daß die Infanterie erklärt habe, nicht aus der Stadt zu gehen. Um alle Veranlassung zu dem Ausbruch einer Meuterei zu vermeiden, wurde die Parade abbestellt und in die gewöhnliche Sonntagsparade auf dem Karlsplatz verwandelt. Nachmittags verließ er mit seinem Stabe und einigen Feldjägern die Stadt und begab sich nach Ebnet im Dreisamtal, wohin zu seiner Aufnahme württembergische Truppen vorgerückt waren.

General *v. Gayling*, der bald vor Gefangennahme nicht mehr sicher war, begab sich gegen 4 Uhr nachmittags in ein Wirtshaus in der Wiehre, wohin der hiesige Dragonerzug zu seinem Schutze beordert war.

Somit war die Stadt Freiburg ohne Generäle. Am Nachmittag war die Stadt wie

ausgestorben. Die meisten Soldaten strömten zum Schloßberg zu der angekündigten Versammlung. Nur die Dragoner, von denen die Einladung hierzu ausgegangen war, beteiligten sich nicht daran, weil sie zum Schutz von General Gayling nach der Wiehre kommandiert waren und den Befehl ausgeführt hatten.

Kromer war mit den andern Soldaten seiner Kompanie aus Lehen nach dem Schloßberg geeilt, wo die „Offenburger Beschlüsse“ bekanntgegeben wurden. Nach Lehen zurückgekehrt las *Kromer* seinen Kameraden der 1. Kompanie diese Beschlüsse vor. Beruhigungsversuche ihres Kompaniechefs, Hauptmann Stern, scheiterten an dem Widerstreben der Aufwiegler, wobei sich *Kromer* besonders hervortat. Er forderte seine Kameraden zur Durchführung der Beschlüsse, zum Anschluß an das „Volksheer“ und zur Absetzung der widerstrebenden Offiziere auf. Die Meuterer widersetzten sich sodann den Marschbefehlen, beabsichtigten eigenmächtig den Marsch nach Freiburg und ließen bei dieser Gelegenheit sogar Generalmarsch schlagen.

Wir sehen *Kromer* wieder am 18. Mai in Freiburg, nachdem er sich einige Tage Urlaub genommen hatte. In diesen fünf Tagen hatte sich in Baden sehr viel Entscheidendes ereignet:

In der Nacht vom 13. auf den 14. Mai floh der Großherzog mit seiner Familie unter dem Schutz einiger treugebliebenen Truppen zunächst nach Germersheim und später nach Ehrenbreitstein. Die Flucht erfolgte ohne eine bestimmte Erklärung an das Land, ohne Vollmacht an die Minister und Beamte, ohne Weisung an die Offiziere und die noch treuen Soldaten, ohne Fürsorge für die öffentlichen Kassen usw. Erst am 17. Mai erschien ein Aufruf „an das badische Volk“, der vom Großherzog und den Ministern Dusch, Bekk, Hoffmann und *v. Stengel* unterzeichnet war.

Einladung.



(Freiburg.) Die jüngsten Ereignisse stellen unser theures Vaterland in höchste Gefahr, und alle Stände treten zur Rettung in Berathung. Auch der Wehrstand kennt seine Pflicht und alle Soldaten, ohne Unterschied der Waffen, werden daher zu geeigneter Berathung auf Sonntag, den 13. Mai, Nachmittags 2 Uhr, auf den Schloßberg eingeladen. Freiburg, den 10. Mai 1849.

Mehrere Dragoner des Regiments
Großherzog.

Aufgrund dieser „Einladung“ fand am 13. Mai 1849, dem Tag der Offenburger Landesversammlung, eine Soldatenversammlung auf dem Freiburger Schloßberg statt, an der Gebhard Kromer aktiv teilgenommen hatte

Brentano wurde vom Landesausschuß der Volksvereine mit der Bildung einer neuen Regierung beauftragt und zog am 14. Mai mit den führenden Köpfen der Revolution in Karlsruhe ein.

Zum Zivil-Kommissar für Freiburg Stadt und Land wurde Anwalt *Heunisch*, zum provisorischen Direktor des Oberrhein-Kreises Hofgerichtsadvokat *Carl von Rotteck* ernannt. Heunisch legte dem Regierungsdirektor *v. Marschall* nahe, sein Amt niederzulegen, worauf sich dieser aus Freiburg entfernte. Dem Freiburger Bürgermeister *Joseph von Rotteck*, der sich einige Tage von seinem Amt entfernt hatte, wurde vom Gemeinderat die sofortige Abdankung empfohlen. Sein Nachfolger wurde nach ordnungsgemäßer Wahl mit Urgroßvater, Hofgerichtsrat *Alexander Buisson*. Nachdem sich auch die Mannheimer Garnison am 16. Mai den Aufständischen angeschlossen hatte, stand die ganze badische Armee in einer Stärke von etwa 12 000 Mann auf seiten der Revolutionäre. Als Ausnahmen zählte man ein Bataillon des 4. Infanterie-Regiments, das in Schleswig-Holstein stationiert war, ein kleines Detachement in Begleitung

des Großherzogs und die Truppenteile, die General von *Gayling*, dem Kommandeur der Feldbrigade Oberrhein, in der Gegend von Freiburg unterstanden.

Er ließ in der Nacht vom 15. auf den 16. Mai das Dragonerregiment Großherzog südlich an Freiburg vorbei in Richtung Höllental vorrücken in der Hoffnung, mit Resten des 2. Infanterieregiments und einigen Geschützen ihm nachfolgen zu können. Die Dragoner erreichten in einem langen, mühseligen Marsch Neustadt. Die Infanterie folgte. Die 3 Bataillone des 2. Regiments waren freilich auf 500 bis 600 Mann zusammengeschmolzen, und von diesen löste sich noch ein Teil ab, als General v. *Gayling* vor dem Einmarsch ins Höllental erklärte, er werde sich mit dem „Reichsgeneral“ *v. Miller* vereinigen, um die württembergische Grenze zu erreichen. In Neustadt aber erlagen die Truppen den Verführungen des in Masse aufgebotenen Volkes und verlangten die Rückkehr nach Freiburg. General v. *Gayling* legte daraufhin den Befehl nieder, und einige Offiziere folgten ihm. Andere erklärten sich bereit, den Rückmarsch mit den restlichen Truppen anzu-

Soldaten! Wehrmänner!

Eure Tapferkeit verdient den Dank des Vaterlandes.

Der gestrige Tag hat den Ruhm Eurer Waffen begründet, am Neckar in Ladenburg flieht der Feind, in Ludwigshafen erschöpft er sich in vergeblichen Anstrengungen und verliert sehr viele Leute durch das wohlgezielte Feuer unserer braven Volkswehr-Artillerie, und ihrer tapferen Bedeckung.

Soldaten! Offiziere! Das Vaterland spricht Euch seinen Dank aus, Europa blickt auf Euch, Soldaten! Ich empfehle Euch, die strenge Aufrechterhaltung der Mannszucht, sie ist die Bürgschaft des Erfolgs.

Ueberlaßt nicht dem Feinde den Vortheil der Disziplin. Das Uebergewicht, was Eure eifrige Vaterlandsliebe Euch über ihn verleiht, würde sonst dadurch ausgeglichen werden.

Mannheim, den 16. Juni 1849.

Der Obergeneral

Ludwig Miroslawski.

Am 16. Juni, dem Tag der Schlacht von Groß-Sachsen, erschien obiger Aufruf des Obergenerals Miroslawski, worin er den badischen Truppen für ihre Tapferkeit bei der Schlacht von Ladenburg dankt

treten. Am 17. abends hat die ganze Kolonne wieder den Ausgang des Höllentals erreicht und war bis Zarten vorgerückt. Während die Dragoner unter ihrem Rittmeister v. Glaubitz schon geschlossen nach Freiburg geritten und von da nach Karlsruhe verlegt waren, traten die Reste des 2. Regiments — etwa noch 400 Mann — am 18. Mai unter ihrem Kommandeur, Oberstleutnant von Klock, den Rückmarsch nach Freiburg an.

Der Zivil-Kommissar für Freiburg, Anwalt Heunisch, schickte noch vor den Toren der Stadt dem Regimentskommandeur die Weisung zu, mit seinen Soldaten auf dem Münsterplatz Aufstellung zu nehmen. Doch soweit kam es nicht.

Als die Truppen — an ihrer Spitze die Staboffiziere zu Pferde — sich der Schwa-

bentorbrücke näherten, war diese von Soldaten und bewaffneten Freischärlern besetzt. Sofort wurden die Offiziere von ihren Soldaten getrennt und von der Menge aufgefordert, von ihren Pferden abzusteigen. Unter den Rädelsführern, die die Offiziere am ärgsten bedrohten und beschimpften, soll Gebhard Kromer gewesen sein.

Die Anklage sagte später:

„Der wütendste und Hauptwortführer war Kromer. Seht, rief er, da sind die Kerle, die uns verraten und verkauft haben, und die uns den Württembergern zuführen wollten.“

Die Offiziere stiegen ab, um nicht von den Pferden heruntergerissen zu werden. Vor weiteren Mißhandlungen schützte sie der Zivil-Kommissar Heunisch, der sie in das Großherzogliche Regierungsgebäude brachte. Am Nachmittag begleitete er sie zum Bahnhof, von wo sie glücklich nach Karlsruhe kamen.

Kromer soll an der Dreisambrücke zu seinem Oberfeldwebel geäußert haben:

„Wir brauchen jetzt den Offizieren nicht mehr zu gehorchen, wir haben uns unsere Vorgesetzten schon alle selbst gewählt.“

Er selbst ließ sich zum Korporal wählen. Als solcher ließ er die Monturkammer öffnen, wo dann die dortigen Vorräte weggenommen wurden.

Später zog Kromer mit seinem Bataillon als Korporal nach dem Unterland und nahm an dem Gefecht bei *Groß-Sachsen* teil.

Wir schreiben heute den 16. Juni 1849.

Am Tage zuvor fand das Gefecht zwischen Badenern und der Neckar-Armee unter dem preußischen General v. Peucker bei Ladenburg statt, das für die Reichsarmee keinen glücklichen Ausgang nahm. Der Obergeneral der badischen Einheiten, der Pole Ludwig Miroslawski, erließ daher am 16. Juni einen Aufruf an seine Soldaten und Wehrmänner, in dem er ihnen für ihre Tapferkeit den Dank des Vaterlandes ausspricht. „Der gestrige Tag hat den Ruhm

Eurer Waffen begründet. Europa blickt auf Euch, Soldaten!“

50 Jahre später schrieb Dr. Hans *Blum*, der Sohn des 1848 in Wien erschossenen Robert Blum, über dieses Gefecht:

„Der moralische Erfolg dieses Tages war auf seiten der Badener, sie hatten sich tapfer geschlagen, ihre Artillerie sogar ausgezeichnet.“

Mit dem Gefecht von *Groß-Sachsen* jedoch am 16. Juni wollen wir uns besonders befassen, weil an ihm *Kromer* als Korporal teilgenommen hat, und im Prozeß diese Teilnahme besonders belastend hervorgehoben wurde.

Nach der Disposition des Kommandeurs der Neckar-Armee für den 16. Juni sollte u. a. das Dorf Groß-Sachsen unbedingt von den Reichstruppen gehalten werden.

Schon in den frühen Morgenstunden standen starke badische Infanterie-Kolonnen vor den südwestlichen und südlichen Ausgängen des Dorfes, während ihre Artillerie das Dorf mit Geschossen aller Art überschüttete. Nach etwa einstündigem Gefecht erhielten die Truppen der Reichsarmee — vornehmlich Mecklenburger und Kurhessen — etwa um 7 Uhr den Befehl, das Dorf zu räumen, sich hinter ihm zu sammeln und nach Norden langsam gegen Weinheim zurückzugehen. Die badischen Truppen drangen sofort in den Ort ein und folgten den zurückgehenden Preußen. Erst als diese auf den Flügeln Verstärkung herbeigeschafft hatten, konnten sie erneut Groß-Sachsen besetzen, wobei das von den Badenern bereits geräumte Dorf gleichzeitig von zwei verschiedenen Seiten von preußischen Truppen angegriffen wurde. Ein von Oberst v. Witzleben abgeschickter Adjutant vermochte die Verwirrung nicht zu lösen; erst ihm selbst gelang es in dem Augenblick, als gerade zwei hessische Kompanien zum Sturm ansetzten, die Truppen auseinander zu bringen. Groß-Sachsen wurde nun von 5 $\frac{1}{2}$ Ba-

Bekanntmachung.

Gebhard Kromer von Bombach im Großherzogthum Baden, 28 Jahre alt, Soldat bei dem vormaligen Großherzoglich Badischen Infanterie-Regiment Erbgroßherzog Nr. II., wurde wegen seiner Theilnahme an dem hochverrätherischen Unternehmen im Mai d. J. auf Anordnung des Großherzoglichen Kriegsministeriums vor das hiesige Kriegsgericht gestellt. Seine Anschuldigung bestand hauptsächlich darin, daß er die Soldaten wiederholt zum Treubruch und zur Absehung ihrer Offiziere verleitet, dieselben in öffentlichen Neben zum Kampfe gegen die zur Wiederherstellung der rechtmäßigen Regierung eintretenden Truppen aufgefordert, und endlich selbst in den Reihen der rebellischen Truppen als Corporal das Gefecht bei Groß-Sachsen mitgemacht habe.

Auf gepflogene standrechtliche Behandlung hat das Kriegsgericht in der am 20. August d. J. abgehaltenen öffentlichen Sitzung erkannt:

Gebhard Kromer von Bombach sei wegen Treubruchs, Anstiftung und Theilnahme bei dem im Mai d. J. ausgebrochenen hochverrätherischen Aufstand mit **dem Tode durch Erschießen** zu bestrafen.

Dieses Urtheil wurde heute früh halb 5 Uhr vor den Thoren der Stadt vollzogen.

Freiburg, den 21. August 1849.

Im Namen der Untersuchungs-Commission des Standgerichts.
v. Goeler.

„Bekanntmachung“ an allen öffentlichen Gebäuden in Freiburg am 21. 8. 1849 angeschlagen

taillonen, 3 Eskadronen und 11 Geschützen besetzt gehalten und verteidigt.

Mirowski vereinigte nunmehr seine Truppen, die von Ladenburg und Heidelberg im Anmarsch waren, und beabsichtigte, den Gegner durch Umfassung seines rechten Flügels in das Gebirge zu drängen, wo er von den entsprechend angewiesenen Freischaren *Beckers* in Empfang genommen werden sollte.

Die Initiative des Gefechts lag nun wieder bei den Badenern. Besonders lebhaft ging das 2. Infanterie-Regiment, dem *Kromer* angehörte, gegen die West- und Südseite des Dorfes vor.

Durch diese Angriffe sahen sich die Verteidiger des Dorfes gezwungen, sich zurückzuziehen und nördlich von Groß-Sachsen neue Stellungen zu beziehen. Das Dorf

konnte nunmehr zum zweiten Mal von den Badenern besetzt werden.

In *Weinheim* befand sich das preußische General-Kommando mit der Armee-Reserve. Diese war durch die ersten Kanonenschüsse von Groß-Sachsen und das gleichzeitige Eintreffen entsprechender Meldungen alarmiert worden. Starke Reserve-Einheiten gingen nun in Richtung Süden vor. Die zurückweichenden Truppen machten nun wieder Front. Als die badischen Infanterie- und Kavallerie-Abteilungen den heranahenden starken Gegner erkannten, wichen sie zurück und gaben das Dorf Groß-Sachsen wieder auf. Beim Eintreffen der preußischen Truppen war das Dorf schon geräumt. Die Badener zogen sich, ohne weiteren Widerstand zu leisten, auf die Linie Ladenburg — Schriesheim zurück. Die Preußen nahmen ihr ganzes Korps nach Weinheim zurück und verloren fast völlig die Fühlung mit dem Feind. Am Abend des 16. Juni lag das Dorf nun unbesetzt zwischen beiden Linien.

Der preußische Generalmajor Wilhelm von Voß schrieb in seinem Buch „Der Feldzug in der Pfalz und Baden 1849“ über das Gefecht bei Groß-Sachsen:

„In diesem Gefecht hatte sich die Insurgentenarmee nicht bloß an Truppenstärke, sondern auch — wenigstens im ersten Teil des Gefechts — an Einheitlichkeit und Entschlossenheit der Führung dem Neckar-Korps entschieden überlegen gezeigt . . . Linien-Truppen wie Freischaren griffen anfänglich mit Entschlossenheit an, nach der zweiten Besitznahme von Groß-Sachsen ging ihnen freilich die Energie aus . . . Die für den 16. getroffene Disposition des Generals v. Peucker war zwar ihrem Wortlaut nach notdürftig erfüllt, aber das Gefecht völlig nutzlos geworden und dem zurückgehenden Gegner volle Freiheit des Handelns gelassen; wohl oder übel entschloß sich der Kommandierende General im ferneren Verlauf

des Tages, seine sämtlichen Truppen nach Weinheim zurückzunehmen.“

Kromer soll später auf Soldatenversammlungen zu *Rohrbach* bei Heidelberg die Soldaten zum Kampf gegen die Reichstruppen und zur Entfernung der Offiziere, welche konterrevolutionäre Bestrebungen betrieben, aufgefordert haben.

Durch Krankheit oder eine Schußverletzung kam er später in ein Lazarett in Karlsruhe, von wo er beim Nahen der preußischen Truppen entwich. Am Rhein wurde er aufgefangen und in die Freiburger Karlskaserne verbracht.

Am 20. August fand nun die zweite Sitzung des Freiburger Standgerichts u. z. gegen *Kromer* statt. Als Staatsanwalt fungierte der Hofgerichtsadvokat *v. Wänker*, als Untersuchungsrichter Herr *v. Göler*, das Richterpersonal war dasselbe wie bei der Verurteilung von *Friedrich Neff*. Die Anklage lief darauf hinaus, den Angeklagten als einen der tätigsten Leiter und Förderer der Meuterei im vormaligen 2. Großh. bad. Infanterieregiment, besonders der 1. Kompanie derselben, welcher *Kromer* angehörte, darzustellen. Vier Punkte traten daraus besonders hervor:

1. sein Anteil an der Aufwiegelung der Soldaten auf den Freiburger Soldatenversammlungen unmittelbar vor und im Anfang des Aufstandes, und die damit zusammenhängende Opposition gegen die Befehle seiner Vorgesetzten in dem Standortquartier zu Lehen
2. seine Beteiligung an der Mißhandlung der Offiziere desselben Regiments an der Dreisambrücke zu Freiburg am 18. Mai
3. seine Beteiligung an dem Gefecht zu *Groß-Sachsen* in der Eigenschaft eines gewählten Korporals
4. seine hochverräterische Einwirkung auf die Soldaten auf Soldatenversammlungen zu *Rohrbach* bei Heidelberg.

kanntmachung“ über die standrechtliche Erschießung überall in Freiburg angeschlagen.

Am 25. August übersandte das Großh. Bezirksamt Kenzingen dem katholischen Pfarramt in Bombach einen Sterbeschein über die Erschießung Kromers zum Zwecke der Eintragung in das Sterbebuch seiner Heimatgemeinde. Danach ist Kromer nach der Erschießung auf dem Friedhof in der Wiehre beerdigt worden. „Nach dem hierüber eingereichten oberärztlichen Bericht ist sein Tod constatiert, und haben alle 12 auf ihn abgeschossenen Kugeln den Kromer getroffen, 9 darunter waren absolut tödlich.“

Nach diesen drei Exekutionen sprach das außerordentliche Kriegsgericht in Freiburg keine Todesurteile mehr aus. —

Immer wieder wurde festgestellt, daß auf den 3 Gräbern von Unbekannten Blumen gelegt wurden. Endlich entdeckte man Ende September elf Mädchen aus St. Georgen-Uffhausen wieder beim Schmücken der Gräber. Sie wurden sämtlich festgenommen. Diese Verhaftung hat verständlicherweise selbst über die Grenze Badens hinaus in Frankreich und der Schweiz großes Aufsehen erregt. Erst am 12. Oktober wurde das Strafmaß der verhafteten Mädchen aus Uffhausen bekanntgegeben: drei wurden in den ersten 24 Stunden wieder entlassen, vier wurden mit 14tägiger und vier mit 24tägiger Haft im Freiburger Gefängnis bestraft. —

Man kann die drei Toten von der Wiehre als glühende Patrioten und Volkshelden oder als blutrünstige Umstürzler bezeichnen, jedenfalls verhielten sie sich angesichts der 12 Gewehrläufe äußerst mannhaft. Selbst ihre Gegner räumten ein, daß sie sich ruhig und gefaßt, beherzt und heiter, im ganzen aber „nicht unwürdig“ verhalten haben. — Der Traum von der Deutschen Republik unter der Fahne schwarz-rot-gold ging erst 70 Jahre später in Erfüllung. Doch dachte in den Wirren der Revolution 1918/19 niemand an die Einlösung der „Schuldscheine zu Gunsten der Deutschen Republik“, die

1848/49 von Joh. Ph. *Becker* und Fr. *Neff* im Namen der Gesellschaft deutscher Republikaner in Biel/Schweiz herausgegeben wurden. Sie waren nach den Anleihebedingungen rückzahlbar — mit 5 % Zinsen — sobald die Republik gegründet sei.

Heute — nach 125 Jahren — wird die Erinnerung an die Deutsche Revolution 1848/49 besonders durch die Initiative unseres letzten Bundespräsidenten Dr. *Gustav Heinemann* wieder wachgerufen. In *Rastatt*, dem Schauplatz der badischen Soldatenmeuterei im Mai 1849, sollen im Schloß in einer neu zu errichtenden „Gedenkstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte“ Dokumente und Gegenstände über die verschiedenen Aufstände in deutschen Landen besonders in den Jahren 1848 und 1849 gesammelt werden. Sicherlich werden darin auch

Maximilian Dortu aus Potsdam

Friedrich Neff aus Rümplingen

Gebhard Kromer aus Bombach

die ihnen zustehenden Plätze erhalten.

*) Graf *Ludwig Batthyany*, erster ungarischer Ministerpräsident, wurde am 6. Oktober 1849 in Budapest von den Österreichern kriegsgerichtlich erschossen.

**) Anscheinend im Gefängnis in der Löwenstraße.

Quellen

Armbruster (1850), Tagebuchblätter 1849 (im Besitz von *Rudolf Armbruster*, Wolfach).

Becker und *Esselen* (1849), Geschichte der südd. Revolution 1849.

W. B. (1849), *Max Dortu* aus Potsdam erster Märtyrer des preuß. Kriegsgerichts in Baden — erschossen am 31. 7. 1849.

Blum (1897), Die Deutsche Revolution 1848 bis 1849.

Chronik der Gemeinde *Rümplingen* (1967).

Fahndungsblatt Nr. 106 des Großh. Bad. Corps-Commandos der Gendarmerie vom 15. 5. 1848 (Stadtarchiv Freiburg).

Häusser (1851), Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution.

Haeckel (1932), Der Revolutionär *Max Dortu*. Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution 1848/49 (1973).

Neff, Abschiedsbrief vom 8. 8. 1849 an seine Mutter; Abschiedsbrief vom 9. 8. 1849 an seinen

Onkel Scherer; Schuldschein der Deutschen Republik vom 1. 11. 1848 (im Besitz der Familie Hügin-Roßkopf, Rümmingen).

Neue Freiburger Zeitung, Jahrgang 1849 (Stadtarchiv Freiburg).

Oberrheinische Zeitung, Freiburg, Jahrgang 1849 (Univ.-Bibliothek Freiburg).

Ein badischer Offizier (1849), Die Militärmeuterei in Baden.

Scholz (1926), Revolutionäre — Der Aufstand des Jahres 1849 und seine Folgen im Markgräflerland.

Staroste (1852), Tagebuch über die Ereignisse in der Pfalz und Baden im Jahre 1849.

v. Voß (1903), Der Feldzug in der Pfalz und in Baden im Jahre 1849.

Wetz (1973), Die letzten Tage des Freiheitskämpfers von 1848/49 Friedrich Neff aus Rümmingen („Das Markgräflerland“ Heft 3/4. 1973).

Sommer

*Diese Sommer brutal,
schlagschattenmächtig:
amphibisches Leben
auf dem Grunde der Zeit.*

*Westwärts die Flucht,
dem Offenen zu:
metallischer Woge
einwärts entgegen.*

*Ergib dich, sagt das Meer,
und dein Nein nimmt kühn
ein Wellenschlag
dir von den Lippen.*

Peter Assion

Reichenau

Reichenauer Festvortrag,
gehalten am 5. Mai 1974 zum 1250. Jubiläum der Klostergründung

Friedrich Prinz, Saarbrücken

Wer im Wonnemonat Mai die Augia dives, unsere Reichenau besucht, dem fallen vielleicht die Worte ein, die im 9. Jahrhundert ein Mönch im Kloster Hornbach in der Pfalz niederschrieb, als er das Leben des hl. Pirmin schilderte. Dort heißt es nämlich, daß Pirmin in drei Tagen und drei Nächten diese Insel von Würmern und Teufelsgetier gereinigt habe und daß er mit seinen Gehilfen eigenhändig dort ein schönes Gefilde (pulchrum campum) geschaffen habe, worauf dann das Kloster entstand. Gesunde Luft, liebliche Gewässer, fruchtbare Erde mit schattigen Bäumen und überreichen Weinbergen, kurz, ein umweltfreundliches Paradies von höchster Lebensqualität, wenn man die Worte des Hornbacher Mönches zeitgemäß übersetzen wollte. Dies charakterisierte Insel und Abtei, und wenn wir heute an einem Frühlingstage über die Reichenauer Fluren schreiten, so scheint sich der paradiesische Zauber des Anbeginns noch nicht verflüchtigt zu haben.

Fragen wir uns, wie es um Christentum und Kultur am Bodensee bestellt war, als der hl. Pirmin, jener geheimnisvolle Mann, dessen Herkunft bis zum heutigen Tage dunkel geblieben ist, im ersten Drittel des 8. Jahrhunderts in Alemannien als Klostergründer auftrat und als sein dauerhaftestes Werk, die Reichenau, ins Leben rief. Der Bodenseeraum war damals sicher schon christlich, mag es auch nicht an jener „ruditas“ gefehlt haben, die man dem Fortleben heidnischer Bräuche und Vorstellungen zuschreibt und für die es einige ältere Zeugnisse gibt. Als nämlich der große irische Klostergründer und Missionar Columban aus dem Vogesenkloster Luxeuil mehr als 100 Jahre vor Pirmin bei Bregenz ein

Klösterchen zu bauen versuchte, begegneten ihm dort seltsame Gesellen. Sie saßen um ein mächtiges Faß herum und tranken auf den germanischen Gott Wodan. Es ist kaum zu glauben, daß solches in deutschen Landen möglich gewesen sein soll, aber es wird uns zuverlässig berichtet, daß der hl. Columban das volle Bierfaß dieser biedren Alemannen umstieß, ihnen gleichzeitig klarmachte, daß der Teufel in diesem Gefäß und seinem Inhalt stecke, und daß — mirabile dictu! — die festen Trinker sich durch solches Tun des Heiligen haben zum Christentum bekehren lassen und treue Gefolgsleute Columbans wurden.

Ein Schüler Columbans, der hl. Gallus, scheint das christliche Bekehrungswerk seines Meisters fortgesetzt zu haben; dies sind die dunklen Anfänge St. Gallens im ersten Drittel des 7. Jahrhunderts. Um diese Zeit war es auch, als der letzte große Merowingerkönig Dagobert I. das Bistum Konstanz gründete, seine Grenzen gegen Chur und Augsburg festlegte und diese seine Stiftung mit Königsgut ausstattete. Ebenso dürfte das Bistum Augsburg seine Schöpfung sein, denn Dagobert I. taucht als einziger Herrscher in den frühen Augsburger Nekrologien auf, und kürzliche Ausgrabungen in St. Ulrich und Afra zu Augsburg haben ergeben, daß in der Zeit Dagoberts I. Adelige und hohe Kleriker aus Burgund und dem fränkischen Westen nach Augsburg gekommen sein müssen, die später am Grabe der Märtyrerin Afra ihre letzte Ruhe gefunden haben. Doch zurück zum Bodensee.

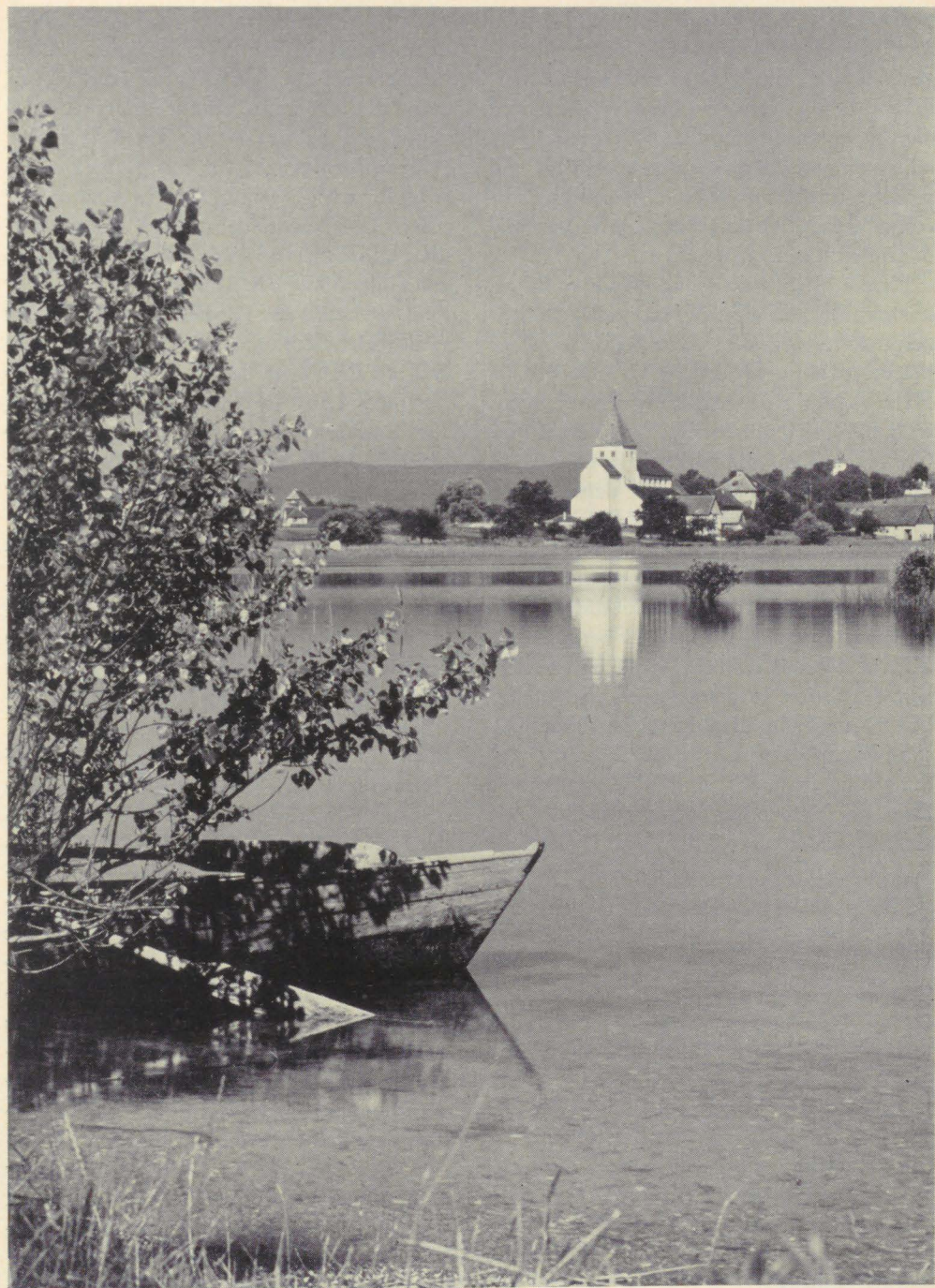
Das weitere Schicksal St. Gallens zeigt, daß hier bis weit ins 8. Jahrhundert hinein das christliche Churrätien die bestimmende kulturelle und teilweise auch politische

Macht neben dem alemannischen Herzogtum gewesen ist, denn die Gründung des eigentlichen Klosters unter Abt Otmar um 720 ist dadurch gekennzeichnet, daß der hl. Otmar selbst, obwohl er Alemanne war, seine geistliche Ausbildung in Chur erhalten hatte und daß er auch von dort Mönche mit nach St. Gallen brachte. Praeses Viktor von Chur spielte in der weiteren Geschichte des Klosters eine wichtige Rolle und der Viktoride Bischof Tello von Chur ließ noch 759 an Bischof Sidonius von Konstanz die warnende Mahnung ergehen, er solle gegen St. Gallen kein Unrecht begehen, da im Kloster Mönche lebten, die mit ihm, Tello, blutsverwandt seien. Churrätien, das große christlich-spätantike Reliktgebiet der Romania im Alpenraum, war und blieb also auch noch im 8. Jahrhundert für den Bodenseeraum eine bestimmende Kraft, ja, man wird auch für die Anfänge der *Reichenau* die churrätischen Einflüsse und Kräfte nicht unterschätzen dürfen, denn es kann kein Zufall sein, daß in der Liste der frühen Wohltäter der Reichenau neben den Karolingern und der alemannischen Herzogsfamilie an maßgeblicher Stelle auch die politisch-kirchliche Führungsspitze Churrätiens auftaucht, nämlich der erwähnte comes Viktor und ebenso Tello. Vergessen wir bei den kulturellen Einflüssen aus dem Süden und Südwesten, die den Bodenseeraum früh prägten, auch nicht den Kult der Thebäischen Legion, der sich von St. Maurice im Wallis ausbreitete und mit ihm der unmittelbar aus Konstantinopel übernommene ewige Psalmengesang, die „*laus perennis*“, die wir u. a. auch in der Pirmin-Gründung Murbach im Elsaß finden.

Damit haben wir wenigstens in groben Strichen die kirchlichen und politischen Gegebenheiten umrissen, die für den Bodenseeraum charakteristisch waren, als sich seit 722/23 die fränkische Staatsgewalt unter dem Hausmeier Karl Martell wieder durch militärische Unternehmungen dieses Gebie-

tes bemächtigte. Damals bereits wurde die Vernichtung der alemannischen Herzogsmacht in die Wege geleitet. Der Tod Herzog Lantfrids 730 und die blutige Niederschlagung der letzten alemannischen Revolte gegen das Frankenreich in Cannstatt 747 sind die weiteren Etappen dieses politischen Niederganges des Stammesherzogtums.

Wer war nun jener seltsame Mann, den die Reichenau als ihren geistlichen Gründer verehrte und der schon nach drei Jahren die Insel verlassen mußte, und zwar als ein gewaltsam Vertrieber. Über seine Abstammung ist viel geschrieben und diskutiert worden, die einen — zuletzt Franz Beyerle — sahen in ihm einen Iren, die anderen folgten der These von P. Gallus Jecker, Pirmin sei ein Flüchtling aus dem ehemaligen Westgotenreich, dessen christliche Kultur ja nach der islamischen Eroberung von 711 aufs schwerste bedroht war. Die Hornbacher Lebensbeschreibung Pirmins aus dem 9. Jahrhundert schweigt sich beharrlich über die Herkunft des Heiligen aus, sie erwähnt nur, er sei zur Zeit König Theuderichs IV. aus dem castellum Melcis gekommen und legt ihm die Bischofswürde zu. Man hat nun diese Angabe zu identifizieren versucht und Orte in der Pfalz und sogar in Belgien in Erwägung gezogen, doch ist dies alles wenig wahrscheinlich. Am ehesten kommt noch das Bistum Meaux bei Paris in Frage und zwar aus folgendem Grunde: Meaux war das Herrschaftszentrum einer mächtigen, mit den alemannischen Herzögen versippten Adelsfamilie, nämlich der Burgundofaronen, so daß man annehmen darf, daß Pirmin durch diese Verwandtschaftsbeziehungen der Mächtigen nach Alemannien kam. Meaux war aber auch ein Zentrum der irofränkischen monastischen Bewegung des 7. Jahrhunderts, und da Pirmins monastisches Wirken, wie neuerdings überzeugend dargelegt wurde, in den Rahmen des irofränkischen, benediktinisch-columbanischen Mönchtums einzuordnen ist, hat Pirmins Herkunft aus



Reichenau mit Oberzell

phot. S. Lauterwasser

dem Pariser Becken, nämlich aus Meaux, m. E. die größte Wahrscheinlichkeit. A. Angenendt, der sich zuletzt mit Pirmin eingehend beschäftigte, hat die Hypothese von der westgotisch-spanischen Herkunft Pirmins mit guten Argumenten entkräftet und plädiert für irofränkische, benediktinisch-columbanische Misch-Observanz in den pirminischen Klostergründungen.

Pirmin, der Asket und Wanderbischof, konnte nicht aus eigener Machtvollkommenheit Klöster gründen, dazu bedurfte er der Mächtigen dieser Welt: des Hausmeiers, des Herzogs, der Adelligen, kurz, jener „potentes“ und „viri illustrissimi“, wie sie in den Quellen heißen, die Herrschaft über Land und Leute ausübten, und die daher in der Lage waren, für ein Kloster die materielle Basis zu schaffen, indem sie den Mönchen, bzw. dem Klosterheiligen, Grund und Boden samt den darauf sitzenden bäuerlichen Hintersassen schenkten. Dafür beteten die Mönche für das leibliche Wohl und Seelenheil der Stifter in diesem wie in jenem Leben. Dies war in allen mittelalterlichen Klöstern so und daher auch in der Pirmin-Gründung Reichenau. Wir sind in der glücklichen Lage, die Namen derjenigen zu kennen, die als Stifter und Wohltäter am Beginn der Klostergeschichte standen, denn alle wurden sie zum Fürbittegebet in das Reichenauer Verbrüderungsbuch von 826 eingetragen. Unter der Rubrik „Namen der Verstorbenen, die durch ihre Unterstützung dieses Kloster gründeten“, finden wir die gesamte karolingische Herrscherfamilie, aber auch das alemannische sowie das bayerische Herzogshaus, welches mit dem alemannischen ja eng verwandt war. Verzeichnet sind ferner, wie schon erwähnt, die Häupter der viktoridischen, churrätischen Herrschaft, Viktor und Tello, deren Bedeutung für die Frühgeschichte der Reichenau nicht unterschätzt werden sollte.

Was bedeuten diese Namen für uns heute? Sind sie nicht eine allzu spröde Quelle, er-

müden sie nicht durch ihre telefonbuchartige Aneinanderreihung? Auf den ersten Blick scheint es so, aber gerade neue Forschungen über die frühmittelalterlichen Verbrüderungsbücher haben uns über den Wert solcher Namenseintragungen für liturgische Zwecke neue Einsichten gebracht! Wir können für unser Gebiet etwa den Anteil rätoromanischer Grundherren und Mönche feststellen und einiges über die Rolle erfahren, die der Adel im Leben des Klosters gespielt hat. Es ist in diesem Zusammenhang aufschlußreich, daß seit der Mitte des 9. Jahrhunderts immer mehr Laien in der Gebetsverbrüderung der Reichenau auftauchen, meist adelige Laien, ein sehr eindrucksvolles Zeugnis für die wachsende Adelherrschaft in und über die Kirche, andererseits aber auch ein schöner Beleg für die zunehmende Verchristlichung der grundherrlichen Oberschicht im Bodenseegebiet.

Für unseren besonderen Fall ist aber die Eintragung der alemannisch-bayerischen Herzöge noch in anderer Weise bedeutungsvoll, denn sie korrigiert eine merkwürdige Erscheinung, nämlich die Tatsache, daß das Herzogshaus als Mitbegründer der Reichenau völlig aus der chronikalischen Überlieferung und den erzählenden Quellen verdrängt worden ist, verdrängt zugunsten der karolingischen Schutzherren des Klosters, die später übermächtig geworden sind, und die in der schriftlichen Überlieferung des Klosters, in Dichtung und Prosa, rühmend hervorgehoben werden. Gerade deshalb sollte man die herzoglichen Anfänge der Reichenau, die auch bei Pirmins früherem Klostergründungsversuch in Pfungen bei Winterthur deutlich durchschimmern, nicht vergessen. Die siegreichen Karolinger haben sicher dafür gesorgt, daß das Andenken an die im Kampf gegen sie unterlegenen Alemannenerzöge verwischt, verdrängt oder zumindest uminterpretiert worden ist, ganz verschwinden lassen konnte man den herzoglichen Anteil an der Gründung der Rei-

chenau doch nicht, schließlich war ja Hildegard, die Gemahlin Karls des Großen, eine Nachfahrin der besiegten Herzogsfamilie und ihres Anhangs, der 747 im Blutbad von Cannstatt teilweise ausgelöscht worden ist. Wie hat sich nun die Gründung der Reichenau wirklich vollzogen, welche politischen Mächte waren daran maßgeblich beteiligt? Es wurde vorhin bereits erwähnt, daß in der Regel ein adeliger Grundherr, ein Graf, ein Herzog oder gar der König Land und Leute an den jungen Mönchskonvent schenken, woraus dann die oft weitverstreute und wirtschaftsstarke klösterliche Grundherrschaft entstand.

Viele Klöster des Mittelalters besaßen Schenkungsurkunden der Großen im Lande und ließen sich ihren wachsenden Reichtum an Ländereien und Hintersassen immer wieder von Kaisern und Königen bestätigen oder gar durch neue Zuwendungen beträchtlich vermehren. Oft war man dabei nicht kleinlich, und wo ein paar Urkunden aus alter Zeit fehlten, da fabrizierten flinke, schreibgewandte Mönche auf altem Pergament passende Urkunden eigener Erfindung, die man sich dann getrost in der Königskanzlei als echt bestätigen ließ.

Leider war auch die Reichenau sehr flink und tüchtig in solcher Art der Besitzsicherung, besonders im 12. Jahrhundert, denn damals verfälschte ein Mönch namens Udalrich eine Reihe älterer Dokumente und hinterließ auf diese Weise der gelehrten Urkundenkritik künftiger Jahrhunderte manches Rätsel und manche harte Nuß.

Unter diesen hochmittelalterlichen Fälschungen befinden sich auch jene Stücke, denen wir die scheinbare Sicherheit über den weltlichen Gründer der Reichenau verdanken: einen Stiftungsbrief und einen Einweisungsbefehl des fränkischen Hausmeiers Karl Martell vom 25. April 724, ausgestellt in der Pfalz Jupilla an der Marne. Karl befahl darin dem Alemannenherzog Lantfrid und dem Grafen Bertold, den

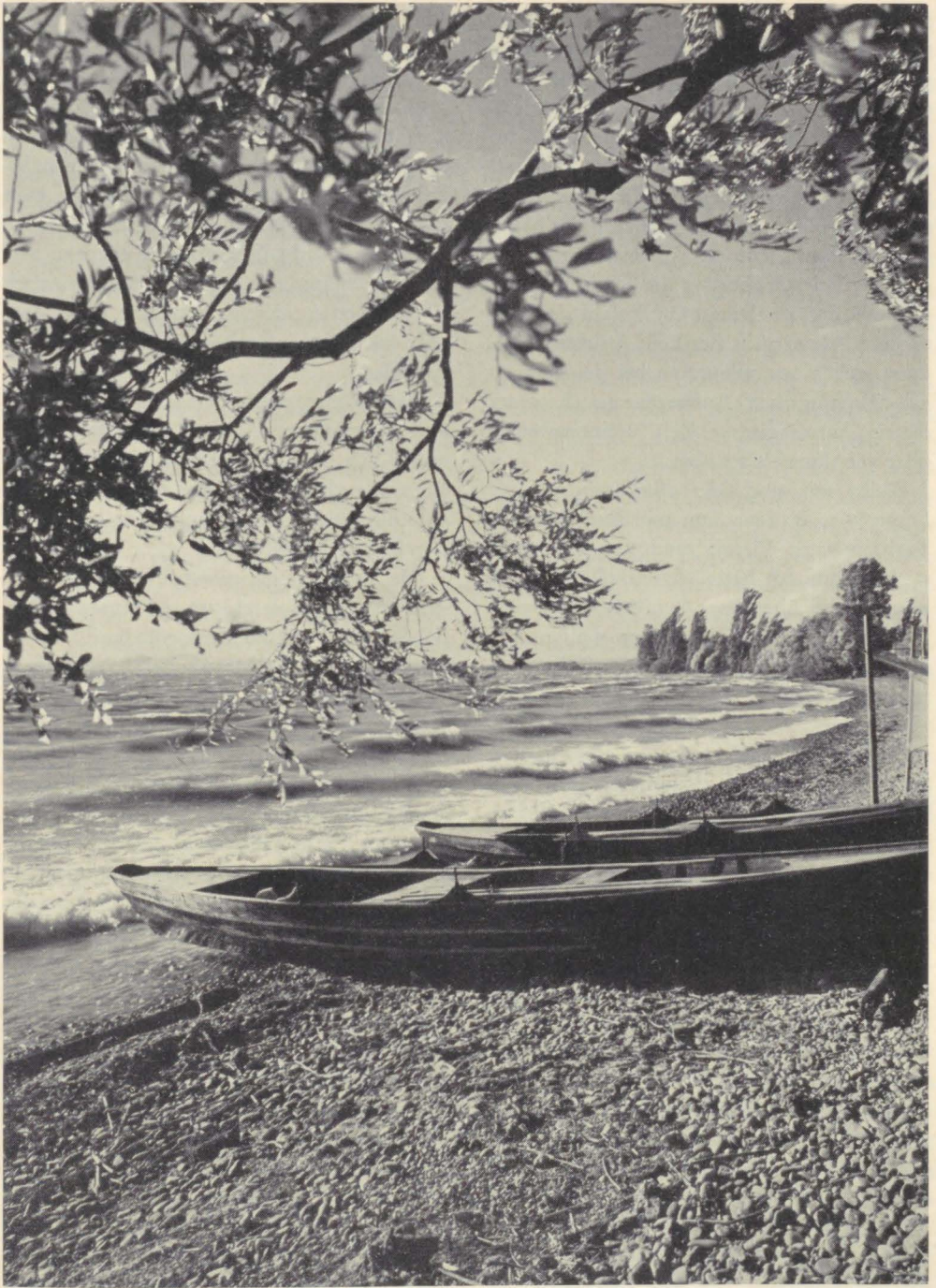
Gottesmann Pirmin und seine wandernden Mönche in Schutz zu nehmen und sie in jene Besitzungen einzuweisen, die er ihnen am Bodensee geschenkt hatte; es handelte sich um Land und um namentlich genannte Leute. Man hat nun die echten urkundlichen Grundlagen dieser Fälschungen Udalrichs scharfsinnig zu rekonstruieren versucht, aber so recht überzeugend ist das alles nicht, denn niemand vermag genau zu sagen, was dem Fälscher im 12. Jahrhundert wirklich vorgelegen hatte, als er sich pfiffig und wohlbedacht an die Arbeit begab. Es fällt nämlich auf, daß die erzählende Reichenauer Klostertradition des relativ zeitnahen 9. Jahrhunderts, die überreichlich ist, — denn damals erlebte die Reichenau ihre erste und größte literarische Blüte — absolut nichts von Karl Martell als dem Klosterstifter weiß. Das verwundert um so mehr, als der Hausmeier ja der Ahnherr der herrschenden Dynastie war, der man so viel an Land und Gut zu verdanken hatte. Auch die Lebensbeschreibung des hl. Pirmin aus dem 9. Jahrhundert schweigt sich über den Hausmeier Karl aus und keine einzige spätere echte Bestätigungsurkunde für das Bodenseekloster nennt ihn. Erst im 11. Jahrhundert erzählt der Reichenauer Geschichtsschreiber Hermann der Lahme etwas über eine Verbindung zwischen Karl Martell und Pirmin, aber diese Nachrichten sind verworren und widersprüchlich, zumindest vieldeutig. Karl Martell ist allerdings, wie erwähnt, mit der gesamten Karolingerfamilie des 8. und frühen 9. Jahrhunderts im Gebetsverbrüderungsbuch der Reichenau von 826 verzeichnet, aber Wohltäter des Klosters waren spätestens seit Karl dem Großen fast alle Karolinger. Man muß aber bedenken, daß vor der Vernichtung des alemannischen Herzogtums im Jahre 747 — also sechs Jahre nach Karl Martells Tod! — die Karolinger, nämlich Karlmann und Pippin, überhaupt noch nicht in der Lage gewesen sind, Land und Leute in Alemannien zu besitzen und

zu verschenken, weil das allein der alemanische Herzog und der landsässige alemanische Adel tun konnte. In dem erwähnten Verbrüderungsbuch von 826 stehen dann auch die alten alemannischen Herzöge als Wohltäter und Mitgründer der Reichenau verzeichnet. Liegt es da nicht nahe, daß das Kloster ursprünglich eine Stiftung der später von den Karolingern verfeimten Herzöge war, und daß man in karolingischer Zeit dann möglichst gründlich alle Erinnerungen an die beseitigten Herzöge auslöschte und das Verdienst an der Entstehung des Klosters nachträglich der jetzt herrschenden Dynastie zuschrieb? Auch in St. Gallen ist ja bekanntlich eine ursprünglich antkarolingische Frühgeschichte des Konvents im 9. Jahrhundert prokarolingisch umgeschrieben worden; warum sollte es auf der Reichenau nicht ähnlich verlaufen sein?

Eine Reihe von Tatsachen der frühen Reichenauer Klostersgeschichte lassen sich jedenfalls besser erklären, wenn man einen herzoglich-alemannischen Ursprung des Klosters annimmt.

So braucht die frühe Tätigkeit der Reichenau in Churrätien, die zur Gründung von *Pfäfers* führte, nicht mehr ein früher karolingischer Ausgriff nach Rätien oder gar nur spätere Zutat zu sein, sondern sie erscheint als eine naheliegende und natürliche Zusammenarbeit zwischen den alemannischen Herzögen und den Viktoriden. Das anderweitig erwähnte frühe Auftauchen der Viktoriden unter den Wohltätern der Reichenau ließe sich zwanglos in die herzoglich-alemannische Frühphase des Klosters einordnen, ebenso aber ein anderes, vieldiskutiertes Phänomen, nämlich das relativ zahlreiche Auftauchen romanischer Namen im ältesten Namenbestand der Reichenau. Nachdem sprachgeschichtlich erwiesen ist, daß die angeblich westgotischen Namen des Urkonvents, besonders Eberswind und Keba/Geba ebenso gut westfränkisch oder burgundisch (Keba!) sein können und ein burgundischer

Keba/Geba als zweiter Abt nach Anastasius sehr gut nach Pfäfers paßt, vor allem wenn man auch an Zöllners These von der burgundischen Herkunft der alemannisch-bayerischen Herzogshäuser denkt, würde das bedeuten, daß die Chronik Hermanns d. L. über die Frühgeschichte der Reichenau und ihrer Filiationen doch besser unterrichtet war, als man verschiedentlich angenommen hat. Wenn Hermann nämlich überliefert, daß Pfäfers zusammen mit Murbach und Niederaltaich 731 von der Reichenau aus gegründet worden sei, dann braucht man nicht an eine Art „konzentrierter“ Klostergründungsaktion in eben diesem Jahre zu denken, es liegt näher, diese Nachricht als Reflex der alemannisch-kirchlichen Verbindungen Pirmins und der vorkarolingischen Gründungsepoche des alemannischen Herzogsklosters Reichenau zu interpretieren. Das romanische Namensgut des Reichenauer „Urkonvents“ entstammte dann ebenso dem christlichen Rätien wie dies beim romanischen Namensgut des Petersklosters in Salzburg der Fall ist, das einer alpenromanischen Restbevölkerung mit eigener romanischer Oberschicht zugehört. Nur die bisherige Fixierung der allgemeinen Meinung auf eine von Anfang an enge Zusammenarbeit zwischen Pirmin und Karl Martell, die vornehmlich auf K. Brandis Rekonstruktion der verfälschten Urkunden fußt, hat schließlich die bereits erwähnte monastische Frühphase Pirmins im Bodenseeraum, nämlich seine Klostergründung in *Pfungen* bei Winterthur, als fragwürdig erscheinen lassen. Löst man sich jedoch von jener durch die karolingische Tradition des späten 8. und vor allem des 9. Jahrhunderts wohlweislich vermittelten Vorstellung eines engen Zusammenwirkens zwischen Karl Martell und Pirmin, dann fügt sich die Gründung Pfungens als alemannischer Herzogsstiftung im churrätischen Grenzraum gut in das entworfenen Bild eines alemannisch-rätoromanischen Kontextes der Reichenauer Frühzeit. Wahrscheinlich



An der Reichenau

phot. S. Lauterwasser

stammt auch die meist verworfene Nachricht, daß der edle Alemanne Sindlaz Pirmin auf die Reichenau gebracht habe, aus dieser nichtkarolingischen Urtradition der Reichenau und wäre dann als erratischer Block beziehungslos in der karolingischen Uminterpretation der Klostersgeschichte stehen geblieben. Nimmt man den Bericht der Meinrads-Vita aus dem 9. Jahrhundert hinzu, daß der Priester Sindlaz die ersten Klostergebäude der Reichenau auf Befehl des vornehmen Alemannen Berthold errichtet habe, dann stehen wir wiederum bei den herzoglich-alemannischen Anfängen des Klosters, die in karolingischer Zeit uminterpretiert oder verstümmelt wurden.

Bleibt nur noch die allerdings zentrale Frage, was es denn nun mit Karl Martells Verhältnis zu Pirmin und zur Reichenau wirklich auf sich hatte, denn daß der Karolinger dabei überhaupt keine Rolle gespielt habe, wird niemand annehmen wollen. Damit kommen wir am Schluß auf die vielzitierte Nachricht *Hermanns des Lahmen* zum Jahre 727 über die Vertreibung Pirmins von der Reichenau. Der Text lautet: Sanctus Pirminius ob odium Karoli a Theobaldo, Gotifridi ducis filio, ex auggia pulsus, Etonem pro se constituit abbatem, et ipse Alsatiam, alia instructurus coenobia, petiit. Diese Stelle wird allgemein so übersetzt: „Der hl. Pirmin wurde von Theobald, dem Sohn Herzog Gotfrids, *aus Haß gegen Karl* (Martell) *vertrieben*, (Pirmin) setzte an seiner statt Eddo als Abt ein und ging selbst ins Elsaß, wo er andere Klöster stiftete.“ Odium Karoli wird in dieser Übersetzung als genitivus objectivus aufgefaßt (Haß gegen Karl). Ist dies die einzig mögliche Interpretation? Von der Wortstellung her ist m. E. mindestens ebensogut legitimiert die Übersetzung, der hl. Pirmin sei wegen des Hasses Karls von Theobald, dem Sohn Herzog Gotfrids, von der Reichenau vertrieben worden, d. h. die Vertreibung erfolgte zwar durch den Herzog, aber im

Auftrage Karl Martells. Wäre es wirklich der Haß Theobalds gegen Karl gewesen, der zur Vertreibung Pirmins führte, müßte man die Wendung „ob odium Karoli“ eher nach dem Satzteil „a Theobaldo, Gotifridi ducis filio“ erwarten. Daß man diese naheliegende, durch das grammatikalisch gute Latein Hermanns gestützte Übersetzung so gut wie gar nicht in Erwägung gezogen hat, hängt wiederum mit der gleichsam apriorisch gewordenen Annahme zusammen, Karl Martell und Pirmin gehörten unbesehen zueinander.

Nimmt man die bisherigen Feststellungen und fügt sie chronologisch zusammen, dann ergibt sich m. E. ein relativ klares Bild, in das sich auch hypothetische Elemente widerspruchlos einordnen, zumindest besser als dies bislang möglich war.

Die Vorgänge haben sich demnach folgendermaßen abgespielt: Pirmin kommt als Exponent der Burgundofaronen, die ihr Herrschaftszentrum in Meaux bei Paris haben, und der mit ihnen verwandten agilulfingischen Alemannenherzöge nach Alemannien, einem Zentrum des Widerstandes der merowingischen Herzogtümer gegen die aufsteigenden karolingischen Hausmeier. Mit herzoglicher Hilfe gründet er zuerst *Pfungen* bei Winterthur, später — ebenso mit herzoglicher Hilfe — die *Reichenau* am Beginn der 20er Jahre des 8. Jahrhunderts. Nach den ersten Siegen Karl Martells über die alemannischen Herzöge muß sich der Schützling der Burgundofaronen-Agilulfinger, also einer großen antkarolingischen Partei, ins etichonische Elsaß begeben. Dort gründet er *Murbach*, ein etichonisches Familienkloster. Die karolingische Geschichte der Reichenau beginnt frühestens nach der neuerlichen Unterwerfung der Alemannenherzöge, d. h. nach dem Tode Lantfrids. Übrigens wäre es in diesem Zusammenhang erwägenswert, ob nicht das Epochenjahr 731, das uns Hermann der Lahme mit den Reichenauer Filiationen Pfäfers, Murbach und Niederaltaich über-

liefert, zwar keine exakte Chronologie darstellt, (was sich für Murbach einwandfrei nachweisen läßt), daß aber hier ein kausaler Zusammenhang aufschimmert: der Übergang der Reichenau in karolingische Hände und vielleicht der damit verbundene Exodus eines Teils des Konvents in den etichonischen, den churrätischen und den bayerischen Machtbereich, d. h. in noch relativ „karolingerferne Gebiete“. Wahrscheinlicher ist aber, daß die Reichenau erst in der Zeit Karlmanns und Pippins, d. h. nach dem Blutbad von Cannstatt 747 und der Reorganisation Alemanniens durch die fränkischen „Regierungskommissare“ Warin und Ruthard endgültig fränkisches Reichskloster wurde, dann aber gründlich und für immer. Pirmin scheint aber später mit den Trägern der fränkischen Reichspolitik in den 40er und 50er Jahren seinen Frieden gemacht und in ihrem Bereich monastisch gewirkt zu haben. Sein Sterbekloster *Hornbach* und das von ihm reformierte *Weißenburg* gehören in den fränkischen Adelskreis der Chrodoine — Widonen, die Klöster *Gengenbach*, *Arnulfsau* und *Schwarzach* in den Kreis der karolingischen Reichsaristokraten mit dem Leitnamen Ruthard. Da in den 50er und 60er Jahren ein Ausgleich zwischen den Karolingern, Alemannen und Bayern eingetreten war, fiel für Pirmin ja auch jeder Zwang zu einer „Option“ zwischen politischen Parteien weg, das monastische Anliegen stand für ihn mehr denn je im Vordergrund, auch wenn man nicht in der Lage ist, alle jene Klöster als Pirminsgründungen zu verifizieren, die seine Vita aufzählt.

Die *Pirminsvita* gibt Anlaß zu einer letzten Bemerkung. So delikater es auch immer sein mag, isoliert von anderen Argumenten einen Schluß *e silentio* zu riskieren, so nahe liegt es jetzt, im Kontext unserer Argumente noch einmal die merkwürdige Tatsache hervorzuheben, daß ausgerechnet die im Sterbekloster Pirmins, in Hornbach, entstandene Vita des Heiligen nichts von dem angeblich

spektakulären Ereignis der Zusammenarbeit Karl Martells und Pirmins bei der Gründung der Reichenau weiß! Die immer wieder ins Feld geführte Inhaltsarmut der Vita ist keine stichhaltige Erklärung, denn der ominöse, m. E. zu Unrecht ins Reich der Fabel verwiesene „*vir nobilis*“ Sindlaz aus Alemannien ist zumindest als Einzelfaktum bei der Gründung des Bodenseeklosters genannt. Wenn die Vita nach der Mitte des 9. Jahrhunderts entstanden ist, also in einer Epoche, wo die Reichenau ein Hauptzentrum karolingischer Kultur und Politik gewesen ist, und wenn sie kein Wort über die Beteiligung Karl Martells an der Klostergründung verliert, dann scheint das kein Zufall zu sein. Man wußte in der Hornbacher Haustradition noch vom schlechten Verhältnis Pirmins zu Karl Martell und hatte keinen Anlaß, dieses Verhältnis jetzt an die große Glocke zu hängen; es wäre im karolingischen 9. Jahrhundert klosterpolitisch höchst inopportun gewesen. Anderenfalls hätte man sich bestimmt mit dem Hausmeier gebrühet, wenn er wirklich hinter der Gründung der Reichenau gestanden wäre. Hermann der Lahme hingegen konnte im 11. Jahrhundert ungeniert die quasi „inoffizielle“ Reichenauer Haustradition kolportieren, Pirmin habe „ob odium Karoli“ sein Kloster verlassen müssen; diese Nachricht konnte damals niemandem mehr schaden oder nützen.

Es geht hier aber nicht darum, den überwältigenden Anteil der Karolinger am Blühen und Gedeihen der Reichenau wegzudeuteln, sondern nur darum zu zeigen, daß die *karolingische* Geschichte des Bodenseeklosters frühestens nach 730, wahrscheinlich erst nach 747 begann und daß die literarische Tradition der Karolingerzeit selbst es gewesen ist, die es sich angelegen sein ließ, die alemannisch-herzoglichen Ursprünge der berühmtesten Pirmin-Gründung zu verunklären bzw. karolingisch umzuinterpretieren. Wann Karl Martell als Zeitgenosse Pirmins in die Frühgeschichte der

Reichenau eingeschleust und zum Gründer per Einweisungsbefehl hochstilisiert wurde, muß vorläufig offen bleiben, daß er jedoch nur aus späterer karolingischer Tradition und Uminterpretation zu dieser Ehre gelangt ist, scheint mir festzustehen.

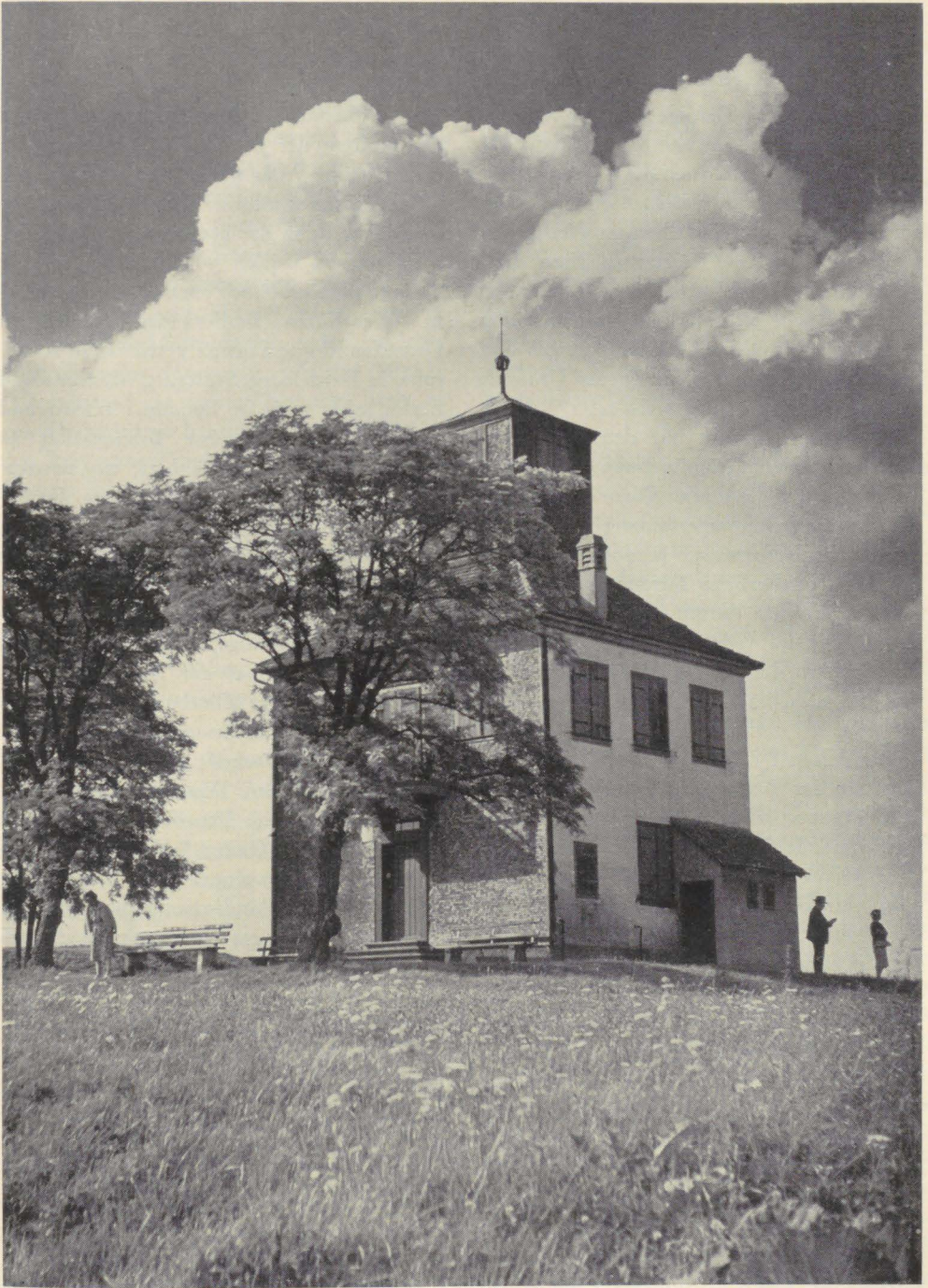
Letzte Sicherheit über die Gründungsepoche wird man wohl kaum gewinnen können, aber es wäre doch mehr als sonderbar, wenn die mächtigen alemannischen Herzöge — anders als ihre Verwandten, die Bayernherzöge und anders als die etichonischen Herzöge des benachbarten Elsaß — überhaupt kein einziges herzogliches Familienkloster gegründet haben sollten, und das müßte man ja annehmen, wenn die Reichenau von Anfang an eine Karolingergründung gewesen wäre!

Fazit: Die Reichenau ist wohl 724 entstanden — das Datum gilt anderweitig als gesichert — aber ob es eine Karolingerstiftung war, ist mehr als fraglich, und auf jeden Fall spielten die Alemannenherzöge dabei eine entscheidende Rolle, wenn sie nicht sogar die einzigen weltlichen Gründer gewesen sind.

Freilich, die glanzvolle Geschichte des Inselklosters beginnt erst mit der karolingischen Herrschaft in Alemannien und mit den großen Äbten des ausgehenden 8. und des 9. Jahrhunderts, die als Bischöfe und Reichspolitiker im Dienste der Könige und Kaiser, als Gelehrte, Künstler und Dichter den Ruhm der Klosterinsel begründeten. Denn die blütenumrankte heutige Idylle der Reichenauer Klosterkirchen darf nicht den Blick dafür trüben, was ein großes, mächtiges, Land und Leute besitzendes Kloster im Mittelalter eigentlich gewesen ist. Ein Kloster — das war sicherlich in erster Linie religiöses, kultisches Zentrum, Grablege und zumeist auch Eigentum einer Adelsfamilie oder des Königs, beziehungsweise des Herzogs; es war zugleich Wirtschaftszentrum und damit Ausgangspunkt für den grundherrschaftlich organisierten Landesausbau,

der mittelalterlichen Rodung, die unser heutiges Bild der Kulturlandschaft hervorgebracht hat. Ein großes Kloster war aber auch oft Pfalzort für den Herrscher und damit ein wichtiger, meist befestigter politischer Stützpunkt; ferner war es mit seiner Verpflichtung, dem König Truppen und Geld für den Krieg zu stellen, militärisch bedeutsam, es bildete mit Schule, Musik- und Schreibschule — dort entstanden all die kostbaren illustrierten Handschriften, die ja auch den künstlerischen Ruhm der Reichenau ausmachen! — sowie mit seinen Kunsthandwerkern einen kulturellen Mittelpunkt ersten Ranges. Schließlich war ein Kloster als Vorratzszentrum mit Krankenhaus, Apotheke und Armenversorgung zugleich die erste Entwicklungsstufe dessen, was man heute soziale Fürsorge nennt.

Nirgends kann man das besser sehen als in jener mit Recht berühmten Architektenzeichnung eines karolingischen Musterklosters, die als St. Galler Klosterplan bekannt ist, die aber auf der Reichenau im 9. Jahrhundert entstand. Es ist fast eine geistliche Stadt, mit Schutzmauern umgeben, ein Kosmos von Gebet, Arbeit, Forschung und Kunst, in dem Geistliches und Weltliches eng miteinander verbunden sind. Hier Mönchszelle und Heilkräutergarten — dort Knechte- und Mägdekammer, hier Kirche und Refektorium — dort Küche, Hühnerstall und Schülerseminar, hier Abtwohnung und Kapelle — dort Palatium für den König und sein Gefolge, hier Sakristei und Friedhof — dort Werkstätten, Rüstkammern, Pferdeställe und Wassermühlen für das Klostergetreide. Wer mittelalterliches Leben kennenlernen will, und wer die innige Verflochtenheit von Kirche und Welt, von Göttlichem und sehr Menschlichem in dieser Zeit begreifen will, der führe seine Augen in diesem Reichenauer Klosterplan spazieren. Er wird im Geiste das Gebet und den Gesang der Mönche vernehmen, aber auch die Roßknechte fluchen und die Schweine grun-



Die Hochwart auf der Insel Reichenau

phot. Th. Keller

zen hören. Er wird schließlich auch das diskrete Entsetzen des ehrwürdigen Vater Abtes verstehen können, wenn der König mit waffenklirrendem Gefolge vor der Klosterpforte auftauchte, um von seinem Recht der Königsgastung auf Kosten des Klosters überreichen Gebrauch zu machen. Wenn sich der königliche Heuschreckenschwarm wieder verzogen hatte, war die Klostergrundherrschaft oft buchstäblich kahlgefressen, und ob es den Abt dann sehr tröstete, daß der Herrscher zum Abschied huldvoll die Besitzungen und Privilegien der Abtei in einer neuen Urkunde bestätigte, bleibe dahingestellt . . .

Wir feiern ja nicht nur den vielfach in Dunkel gehüllten Gründungsakt *an sich*, sondern vor allem die segensreichen Wirkungen, die von dieser Klostergründung auf den gesamten Bodenseeraum, ja sogar auf das ganze mittelalterliche Europa ausgegangen sind. Lassen wir darum am Schluß wenigstens einige der vielen bedeutenden Männer vor unserem geistigen Auge Revue passieren, die aus dem Inselkloster hervorgegangen sind.

Man hat mit Recht von einem „Goldenen Zeitalter der Reichenau“ gesprochen — so Otto Feger in seiner liebevoll-anschaulichen Geschichte des Bodenseeraums. Am Beginn dieser Glanzepoche steht Abt *Waldo* (786 bis 806), ein Mann der Religion ebenso sehr wie der Politik. Aus hochadeliger fränkischer Familie stammend, war er vielfach für Karl den Großen in diplomatischer Mission tätig und später, als Bischof der langobardischen Königsresidenz Pavia, Erzieher und Berater des Königssohns Pippin, der als Vertreter seines Vaters König der Langobarden war, ein begabter Fürst, der aber zum Schaden des Reiches noch vor seinem Vater starb. Schließlich wurde Waldo noch die höchste Abtwürde des Frankenreiches zuteil: Karl berief ihn zum Abt des fränkischen Königsklosters St. Denis. Waldo starb im selben Jahr wie Karl der Große, nämlich 814. Als Abt der Reichenau war es ihm durch seine

weitreichenden Verbindungen möglich, bedeutende Gelehrte in sein Bodenseekloster zu ziehen. Unter ihm beginnt das rege Leben der Reichenauer „Gelehrtenrepublik“ und der Aufbau der Bibliothek, die schon 822 die stattliche Anzahl von 415 Bänden umfaßte. Leider sind uns diese Bücherschätze — anders als in der berühmten Stiftsbibliothek von St. Gallen — nur zum geringen Teil erhalten und auch diese Reste sind heute in öffentlichen Bibliotheken überall in Deutschland und Europa verstreut, in Karlsruhe, in Heidelberg, Stuttgart, München und Berlin, aber auch in London, Oxford und Rom. Der bedeutendste Bibliothekar in dieser Epoche war Reginbert, ein strenger Lehr- und Zuchtmeister, unter dem der berühmteste Klosterzögling, der junge Mönch und Dichter *Walafried Strabo* manches zu leiden hatte, von dem er aber auch viel lernen konnte. Reginbert war ein echter Gelehrter und Philologe, voll Ehrfurcht und Eifer für die Reinheit der Texte. Er war es auch, der 817 zwei Mönche nach Aachen an den Kaiserhof sandte, um dort eine möglichst getreue Abschrift der Benediktinerregel zu bekommen. Dieses kostbare Exemplar der Regula s. Benedicti ist uns noch heute in der St. Galler Stiftsbibliothek erhalten und die weitaus beste Textfassung des großen abendländischen Mönchsgesetzes.

Als Abt Waldo ins Westfrankenreich nach St. Denis ging, war sein Nachfolger Heito, ein Humanist, der sich zwar ebensowenig dem Reichsdienst für Karl den Großen entziehen konnte wie sein Vorgänger Waldo — er reiste z. B. 811 wegen der Regelung der politischen Beziehungen zwischen dem karolingischen und dem byzantinischen Kaisertum nach Konstantinopel — dessen Herz aber der Kunst und den Wissenschaften zugewandt war. Als Bischof von Basel hatte er seit 803 eine zusätzliche Amtslast zu tragen. Unter Abt Heito, der Alemanne war, wurde das Reichenauer Münster erbaut, der Westteil des oberen Chors und das Querhaus

des heutigen Baus gehen im wesentlichen auf ihn zurück, die Einweihung dieses auch in seinen Ausmaßen ungewöhnlichen Sakralbaus am 16. August 816 wurde ein großes geistliches Fest, zu dem Gäste aus allen Teilen des Frankenreiches herbeiströmten. Dennoch, trotz der kulturellen Weite des benediktinischen Mönchtums, blieb doch die Askese der innerste Kern dieser geistlichen Lebensform. Dies zeigte sich auch an dem Humanisten Heito. Mit 60 Jahren legte er Abtwürde und Bischofsamt nieder und lebte noch vierzehn Jahre als einfacher Mönch. Für sich und für wenige Begleiter baute er ein Kirchlein im heutigen Oberzell, wo er den Rest seiner Tage verbrachte. Sein langjähriger Stellvertreter und Nachfolger als Abt war *Erlebold* (823—838), ein Asket reinsten Wassers, der die Zügel der Klosterdisziplin straff anzog und mit dem daher auch der Mönchsdichter Walafrid bald in Konflikt geriet.

Walafrid, der Alemanne, war es, der in vollendeter dichterischer Form die Jenseitsvisionen Wettis, seines geliebten Lehrers in der Klosterschule, aufzeichnete, die jener zwei Tage vor seinem Tode hatte. Man hat dieses großartige Gedicht einen Vorklang auf Dantes „Göttliche Komödie“ genannt, denn es schildert das Schicksal verstorbener Zeitgenossen und hochgestellter Persönlichkeiten im Fegefeuer und im Himmel und überliefert uns auf diese Weise manche herbe Zeitkritik aus mönchischer Sicht. Unter den Büßern, die noch auf die ewige Seligkeit zu warten haben, erblickte Wetti z. B. auch den früheren Abt Waldo und sogar Karl den Großen, dem für sein sinnliches Leben Strafe zudedacht war. Die Einleitung dieses grandiosen Zeit- und Sittenbildes aus mönchisch-asketischer Sicht bringt jedoch eine liebliche Schilderung der Reichenau und ihrer Anfänge, der man es anmerkt, daß hier dem Dichter das Herz übergegangen ist, und die ich daher kurz erwähnen möchte:

„Dort wo die Fluten des Rheins den Ausonischen Alpen entströmen
In den gewaltigen See, der weit nach Westen sich ausdehnt,
Dort erhebt sich inmitten der Flut die liebliche Insel,
Reichenau wird sie genannt, im Herzen Germaniens liegt sie.
Scharen trefflicher Mönche hat dieses Eiland erzogen.
Pirmin, der heilige Abt, hat die Mauern des Klosters gegründet,
Hielt drei Jahre hindurch seine Herde in treulicher Obhut“ . . .

Soweit Walafrid. — Wer nun aber meint, der Dichter sei ein verträumter Poet in stiller Klosterzelle geblieben, allein Gott, der klassischen Literatur und den Reben der Ufer des Bodensees zugetan, der irrt sich sehr, denn ein Kloster — wir sagten es schon — war damals auch eine Nachwuchsschule für Erzieher, Diplomaten und Politiker. Durch Vermittlung seines mächtigen Gönners, des kaiserlichen Hofkapellans Grimalt, kam Walafrid in das karolingische Großkloster Fulda in die berühmte Schule des Abtes Hrabanus Maurus, dem man den Ehrentitel „Praeceptor Germaniae“ gegeben hat. Aber nur wenige Jahre der wissenschaftlichen Muße waren Walafrid in Fulda beschieden, er wurde 829 nach Aachen an den Kaiserhof berufen, und zwar als Erzieher des Prinzen Karl, des Sohnes der berühmten zweiten Gemahlin Ludwigs des Frommen: Judith. Welche verhängnisvolle Rolle die Welfin Judith beim Ausbruch der karolingischen Bruderkriege spielte, kann hier nicht näher erläutert werden; genug, auch Walafrid wurde in den Strudel der Ereignisse gezogen, er gehörte zu einer alemannischen Hofpartei um die energische Kaiserin. Die Gunst Ludwigs des Frommen muß er besessen haben, denn 839 brachte es der Kaiser durch Diplomatie und Druck zuwege, daß die Reichenauer Mönche — ent-

gegen dem Privileg der freien Abtwahl, das ihnen derselbe Kaiser Ludwig einst verliehen hatte — den kaiserlichen Kandidaten und Günstling Walafrid zum Abt wählten.

Als nach dem Tode Ludwigs des Frommen neue Wirren im Reiche ausbrachen, vertrieb der ostfränkische Karolinger Ludwig der Deutsche Abt Walafrid von der Reichenau, denn dieser hatte für dessen Feind Kaiser Lothar votiert. Und wieder war es der väterliche Freund und Gönner Walafrids, der kaiserliche Hofkappellan Grimalt, der eine Aussöhnung zwischen Ludwig dem Deutschen und dem vertriebenen Reichenauer Abt herbeiführte, so daß Walafrid 842 endgültig auf die „Augia dives“ zurückkehren konnte. Nunmehr war und blieb er in erster Linie Theologe, Gelehrter, Kunstfreund, der Kreis seines bewegten Lebens schloß sich wieder. Eines Werkchens aus seiner Feder sei noch gedacht, das er schon vor seinem Weggang von der Klosterinsel geschrieben hatte. Es ist die erste poetische Botanik des Mittelalters, der „Hortulus“, zu deutsch: Das Gärtlein. In flüssigen Versen stellt uns der Dichter Kräuter und Blumen seines Klostergartens vor, beschreibt ihr Aussehen, ihren Duft und ihre Heilwirkung, aber auch ihre symbolischen Bedeutungen, welche im Mittelalter die Pflanzen ja ebenso wie alle Tiere hatten. So schildert er uns die Raute, die Schwertlilie, den wunderkräftigen Rosmarinstrauch und viele andere liebliche Pflanzengeschöpfe und hat uns auf diese Weise auch bewahrt, was man in den Klosterapotheken des 9. Jahrhunderts von jenen natürlichen Heilkräften wußte, denen auch die Medizin unserer Tage wieder mehr ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnt, und mit Recht! Und wer weiß, wieviel vom künftigen Umgang mit Pflanzen hier auf der Insel nicht auf die Lehre und Praxis der Gärtnermönche des hl. Pirmin zurückgeht? Vergessen wir dabei auch nicht, daß der Garten im sinnbildlichen Denken des Mittelalters das Abbild und der Widerschein des

Paradieses war und damit auch einen verborgenen theologischen Sinn hatte.

Es fällt schwer, sich von einer so liebenswerten und anziehenden Gestalt wie Walafrid zu trennen, die hier für manch anderen gelehrten und dichtenden Mönch der Reichenau stehen soll. Aber es gibt noch zu viele andere große Mönche und Bischöfe, die aus der Zucht der Klosterinsel hervorgegangen sind. Allzuviele sind es, aber einige sollen doch noch kurz erwähnt werden. So jener Abt Hatto III., der später Erzbischof von Mainz (888—913) wurde und der unter der nominellen Herrschaft König Ludwigs des Kindes der eigentliche Staatsmann und Wahrer des ostfränkischen Reiches in schwerer Zeit gewesen ist. Hatto verkörpert am besten die Gefahr der Politisierung des reichsverbundenen Mönchtums; die zeitgenössischen Quellen charakterisieren ihn teils rühmend, teils tadelnd, als schlaue und von scharfem Verstande, die Volkssage hat ihm mit der Geschichte vom Binger Mäuseturm — wohl kaum zu Recht — ein übles Denkmal gesetzt. Immerhin ist Hatto auch der Gründer von Oberzell.

Sympathischer ist auf jeden Fall am Ende des 10. Jahrhunderts jener mächtige und kunstliebende Abt Witigowo (985—997), der „goldene Abt“, der am Hofe Kaiser Ottos III. eine so hervorragende Rolle spielte, daß ihn eine zeitgenössische Quelle „os regis“, Mund des Königs, genannt hat. In seiner Zeit entstand der berühmte Freskenzyklus in Oberzell mit Wunderszenen aus dem Neuen Testament, die bekanntlich auch in der (zeitgenössischen) Buchmalerei der Reichenau eine wichtige Rolle spielen. Es würde den Rahmen dieses Vortrages sprengen, wenn man auch nur die wichtigsten Erkenntnisse über dieses nun wirklich europäische Zentrum hochmittelalterlicher Buchmalerei hier vortragen wollte, angefangen vom berühmten Codex für den Trierer Erzbischof *Egbert* (977—993) bis hin zu den vieldiskutierten Fragen des byzantini-

schen Einflusses oder der italienischen Vorbilder in der Reichenauer Buchornamentik. Wichtig scheint mir in diesem Zusammenhang die deutlich hervortretende Verbindung der Reichenauer Buch- und Monumentalmalerei mit Italien und dem Mittelmeerraum insgesamt, ein Phänomen, das m. E. schon für die Frühzeit des Bodenseegebietes und die Anfänge der Reichenau im Einflußbereich des romanischen Churrätien in Anschlag zu bringen ist, ohne daß man dabei die alemannische Substanz dieser Kulturblüte in Frage stellen muß.

Mit dem 11. Jahrhundert erreichte die Klosterinsel einen neuen religiösen, wissenschaftlichen und kulturellen Höhepunkt, der durch die Namen des Abtes *Berno* (1008 bis 1048) und seines großen Schülers *Hermann* mit dem seltsamen Beinamen „der Lahme“ (1013—1054) nur angedeutet werden kann. Hermann war zweifellos einer der vielseitigsten Gelehrten des Hochmittelalters, seine bekannte Chronik, die erste uns erhaltene Chronik der deutschen Kaiserzeit, fußt auf einer nicht mehr vorhandenen „Schwäbischen Weltchronik“. Hermann war aber auch geistlicher Dichter, Mathematiker und Astronom, vor allem jedoch Musiker und Musiktheoretiker, er entwickelte eine eigene Notenschrift und zwar um die gleiche Zeit, als der Benediktinermönch Guido von Arezzo die Grundlagen der modernen europäischen Notenschrift legte. Diese „Erfindung“, die mit einem neuen musikalischen Stil zusammenhängt, lag also gleichsam in der Luft und die Reichenau — ihr mit Recht berühmtes „Salve Regina“ sei wenigstens erwähnt! — stand auch hier auf der Höhe der Zeit.

Lassen Sie mich an dieser Stelle innehalten und abschließend einen Gedanken zu der vieldiskutierten Frage nach den Ursachen des Verfalls der Reichenauer Klosterkultur seit dem 12. Jahrhundert äußern. Man hat für diesen Verfall die Tatsache verantwortlich machen wollen, daß sich das Kloster der hochmittelalterlichen Kloster-

reform verschlossen haben soll; aber viele reformierte Klöster sind ebenfalls und zur gleichen Zeit vom Niedergang oder einer religiös-kulturellen Ebbe ergriffen worden. Man hat des weiteren den adeligen Charakter des Konvents für gewisse Verfallserscheinungen ins Felde geführt, aber auch die großen und massenwirksamen „Modeorden“ des späteren Mittelalters, die in städtisch-frühbürgerlichem Milieu entstandenen Bettelorden, zeigten schon nach 2 bis 3 Generationen krisenhafte Symptome. Der ruhig auf die geschichtlichen Phänomene zurückblickende, abwägende Historiker wird vorsichtig sein, allgemeine Gesetzmäßigkeiten von Blüte und Verfall aufstellen zu wollen, damit würde er wirklich zum „rückwärtsgerichteten Propheten“. Vielleicht ist es für die Menschen eines zerrissenen, ideologiebeflügelten Jahrhunderts eine gute und tröstliche Einsicht, daß die Ebbe genauso zum historischen Leben gehört wie die Flut, das Einatmen genauso wie das Ausatmen, und daß ein ruhiges Sichfortentwickeln, ja Verweilen, ebenso dem Leben eigen ist wie glänzende Aufbrüche, ja, daß jenes Verweilen ferneren Zeiten oft zu Unrecht als Niedergang oder gar Rückschritt erscheinen mag. Vielleicht klingt dies etwas quietistisch und timid, aber ist es nicht so, daß, wer den Anfang will, auch das Ende in Rechnung stellen soll, im Einzelleben wie im Auf und Ab der historischen Epochen.

Begnügen wir uns mit der Gewißheit, daß die Schatzkammern der Reichenauer Geschichte durch die Arbeit der Wissenschaft wieder weit geöffnet sind. Jedem, der in diesen widerspruchsreichen Kosmos mittelalterlichen Lebens Einblick nehmen will, haben Geschichtsforschung, Kunstgeschichte und Philologie hierzu die Türen weit aufgetan. Ein Gedenktag wie dieser gibt vielleicht manchem den Anstoß, die Tresore dieser vergangenen und dennoch auf mannigfaltige Weise in uns weiterwirkenden Welt neugierig und andächtig zu betreten.

Reichenau

*Mit alten Türmen schaust du sonnumspinnen
In ferne, sommermittagwarme Lande,
Die duftverhangen ruhn am blauen Strande,
In See und Himmel wie ein Hauch geronnen.*

*Ein Gürtelband aus weißem Muschelsande
Umschlingt dich warm mit Myriaden Sonnen.
In Traubenfülle kreisen süße Bronnen,
Umwogt von reifen Kornes gold'nem Bande.*

*Ein tausendjährig Reich umspült die Welle,
Umraunt mit alten Sagen alte Weiden,
Die wetterbrandig stehn seit grauen Zeiten.*

*Im kühlen Kloster stirbt die Mittagshelle,
Und durch der Krypta müde Schattenhallen
Fühlst grauend du ein Volljahrtausend wallen.*

Paul Sättele

Mundart auf der Bühne?

Vortrag zum 50jährigen Bestehen der Alemannischen Bühne Freiburg i. Br.

Gerhard W. Baur, Freiburg i. Br.

Für viele ist diese Frage relativ schnell und einfach beantwortet: „Unmöglich, platt, plump, bäurisch!“

Mundart auf der Bühne? „Man kennt das ja aus dem Fernsehen, man schaue sich nur die Klamaukstücke der Ohnsorg- und Milowitsch-Theater an, man denke an die krachledernen Schwänke von Komödienstadel, Tegernseer und anderen Bauernbühnen!“

Wo Einfallslosigkeit Triumphe feiert und die Zuschauer lediglich mit billiger Situationskomik zum Wiehern gebracht werden, wo man uns Volkstümliches, oder das, was man dafür hält, nur deshalb als echt und gut verkaufen will, weil es im Gewand eines Dialekts, oft sogar noch in Tracht erscheint, da fällt es leicht, abzulehnen. Nach dem Anschauen solcher Art Dialektstücke ist man versucht, in das Urteil Gottfried Kellers einzustimmen: „Wer einen Volksstoff nicht in die Schriftsprache übersetzen kann, sondern den Charakter in ‚no schau S‘, i hob si liab ghobt‘ etc. suchen muß, der weiß überhaupt nicht, was ein Drama ist und sein soll, oder kann wenigstens keines machen.“¹⁾

Doch treffen die eben angegebenen Beispiele denn die ganze Gattung der dramatischen Dialektdichtung? Wie hat sich die Bühne den Dialekt denn überhaupt angeeignet, in welchen Formen, seit wann und zu welchem Zweck?

In der deutschsprachigen Dramatik finden wir vom späten 16. Jahrhundert an die ersten mundartlichen Zwischenspiele. Es handelt sich da um eingeschobene Szenen, die entweder die Haupthandlung auflockern oder einen Szenenwechsel überbrücken sollen. Den Dialekt legte man immer Angehörigen der niederen Volksschichten in den Mund, sei es, um sie durch ihre Sprechweise

zu charakterisieren oder auch um diese oft als Grobiane dargestellten Bauern, Soldaten, Wirte, Fuhrleute und Handwerker zu karikieren. Es läßt sich schwer entscheiden, ob hier das Beispiel mundartlicher Rollen in italienischen, französischen und spanischen Lustspielen oder in englischen Dramen anregend wirkte, oder ob gar die Verwendung von Dialekten in Aristophanes-Stücken (Lysistrata, Die Acharner) oder bei Theokrit von Einfluß war. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der Erneuerer des deutschen Dramas, übernahm mit vielen anderen Neuerungen in seinen Stücken von den englischen Komödianten auch die Figur des Narren, des Pickelhärings oder Hans Wurst, der bei ihm (um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert) und in vielen späteren Spielen niederdeutsch spricht. Daneben treten bei ihm die einfacheren Leute, besonders Bauern und Händler, fast durchweg als Sprecher einer mehr oder weniger geglückt wiedergegebenen Mundart auf. So hört man z. B. in „Comödie von der Susanna“ fünf verschiedene Dialekte. In einigen Fällen haben sich die Zwischenspiele schließlich zu eigenen zweiten Stücken, Doppelstücken, ausgewachsen. Das dichterisch wertvollste Parallelstück dieser Art schuf Andreas Gryphius nach 1650 mit seinem Mischspiel „Verliebttes Gespenst — Die geliebte Dornrose“, das eine als Gesangsspiel, das andere, im schlesischen Dialekt, als Scherzspiel bezeichnet. Hier finden sich bereits viele Züge, die in zahlreichen späteren Dialektstücken bis heute auftauchen: so die Charakterisierung der Personen durch eine abgestufte Sprache, die von der einfachen Mundart bis zur Hochsprache reicht, dann das Gegeneinanderstellen von unterschiedlichen Charakteren und Ständen, oft unterstützt durch

die Verwendung sprechender oder komischer Eigennamen (Lise Dornrose, Wilhelm von Hohen Sinnen bzw. Bartel Klotzmann, Matz Aschewedel) und schließlich Wortwitz, besonders durch Wortverdrehungen und Nichtverstehen. Was hier bei Gryphius um 1660 so geglückt vor uns steht, bleibt vereinzelt, wird nicht weitergeführt. Nur ein anderer Ausläufer des Barockdramas, das Ordensdrama, das in einer Reihe von Stücken auch Dialektscenen enthält, führt zusammen mit der Singspiel- und Fastnachtsspieltradition schließlich zu den phantastisch-komischen Singspielen des ober-schwäbischen Prämonstratensers Sebastian Sailer. Seine Burlesken entstanden zwischen 1740 und 1775 und sind zum ersten Mal ganz im Dialekt gehalten. Reizvoll sind sie dadurch, daß biblische Stoffe und Personen, Gottvater eingeschlossen, in der Sprache und aus dem Gesichtskreis schwäbischer Bauern dargestellt und parodiert werden. Ein satirischer Nachfolger Sailers ist Carl Borromäus Weitzmann, der ein Gegenstück zur Sailerschen „Schöpfung des ersten Menschen“, nämlich ein „Weltgericht“ schrieb und darin schon mehr politischer Zeitdichter war. Neu ist bei ihm 1820 die kritische Beobachtung zeitgenössischer Persönlichkeiten und Ereignisse, während er mit Sailer die Verwendung von Arien, Lied- und Chöreinslagen teilt. Das und seine ganze Art verweisen nun auf den Brauch der Wiener Posse, die sich in diesen Jahren von der Kasperl- und Zauberburleske zur Lokalposse entwickelte, bei der die Musik eine ebenso wichtige Rolle spielte wie der Dialekt. Dieser ist aber hier nicht die einzige Sprachform: neben dem Wiener Dialekt in seinen verschiedenen Ausprägungen werden weitere Dialekte und Sprachen Österreich-Ungarns auf die Bühne gebracht und meist als Kontrastmittel eingesetzt. Hierbei wird aber nicht nur durch das Gegeneinander von verschiedenen Dialekten Komik erzeugt, sondern auch durch die Verwendung unvoll-

kommen gesprochener Fremdsprachen oder sich gespreizt gebender Hochsprache, etwa im Mund von Gelehrten. Charakteristisch für das Wiener Volkstheater bis 1860 ist die Doppelheit von unterhaltsam-ausgelassenem Spiel und kritisch-satirischem Angriff; das Publikum soll nicht nur unterhalten werden, sondern man will es durch Lächerlichmachen des Bösen und Schlechten erziehen. Das besorgen in diesen Jahren neben vielen anderen Autoren besonders Josef Alois Gleich, Karl Meisl, Adolf Bäuerle mit ihren sogenannten „Besserungsstücken“, und nach ihnen die noch bekannteren Ferdinand Raimund und Johann Nestroy.

Lokalstücke, ganz oder teilweise in Dialekt gehalten, gab es auch in anderen Städten; diese Stücke setzen überhaupt die Stadt und städtisches Publikum voraus. So knüpften die Hamburger an eigene, ältere Traditionen des lokalen Singspiels mit niederdeutschen Texten an. In Frankfurt regte Goethes Vetter Textor durch sein Lokalstück „Der Prorektor“ den Theaterdirektor Karl Malß an, mundartliche Lokalpossen zu schreiben, die nachmals über Frankfurt hinaus bekannt wurden, und von Malß wiederum führt ein Weg zu Ernst Elias Niebergall, der 1841 in Darmstadt seinen unvergänglichen und einmaligen „Datterich“ auf die Bühne stellte. Dieses Stück, von ihm selbst zwar als Lokalposse bezeichnet, reicht nach Walter Höllerer doch weit über eine solche hinaus²⁾. Wie in vielen Wiener und anderen Lokalpossen, so spürt man auch in den Stücken Niebergalls eine gewisse Literarisierung; die literarische Bildung der Autoren zeigt sich in vielen Zitaten, die zum Teil ernsthaft, noch öfter aber parodistisch eingesetzt werden. „Die ganze Atmosphäre der Posse ist mit Literatur und Literaturkritik durchtränkt“ stellt Friedrich Sengle fest³⁾. Das wirft natürlich ein Licht auf das Publikum dieser Stücke, das weit weniger „einfach“ war, als man es sich manchmal vorstellte. Für die meisten Dialektstücke dieser

Jahre wird man die prägnante Schlußfolgerung Sengles „wir befinden uns viel näher bei Heine als bei Grimms Märchen“ akzeptieren müssen⁴).

Ganz für sich und fast ohne Tradition lokaler oder regionaler Art scheint das berühmt gewordene Lustspiel „Der Pfingstmontag“ des Straßburger Georg Daniel Arnold zu stehen, das 1816 erschien. Goethe begründete seine Freude an diesem Kunstwerk vor allem mit der „Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens“ und der „geistreichen Darstellung unendlicher Einzelheiten“ und lobte in dem etwas handlungsarmen Stück besonders die abwechslungsreiche Charakterisierung der Personen: „Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise contrastiren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig aneinander fügen.“⁵)

Das von Arnold Begonnene wurde in Straßburg zunächst nur vereinzelt fortgeführt; im Grunde bringen erst die Jahre nach 1871 dem Elsaß eine größere Reihe von mundartlichen Bühnenstücken, meist Lustspielen. Hier spielte dann das 1896 gegründete „Elsässische Theater Straßburg“ eine wichtige und anregende Rolle.

Es wäre reizvoll, auch der weiteren Entwicklung des Volkstheaters in den verschiedenen deutschen Sprachlandschaften nachzugehen, im bairischen Raum etwa den Versuch einer Reform durch Anzengruber zu schildern, der in erster Linie erziehen, nicht mehr nur unterhalten wollte und der auch mit der modellhaften Darstellung menschlicher und sozialer Probleme im Dorf ein wichtiger Vorläufer wird für den Naturalismus, besonders für Gerhart Hauptmann, aber auch für Ludwig Thoma, Karl Schönherr und Ödön von Horváth, doch ich kann hier nur noch wenig andeuten und einige Namen nennen.

Gerhart Hauptmann: Sein soziales Drama „De Waber“, zuerst in gebirgsschlesischer Mundart, später — als „Die Weber“ — in

einer verständlicheren gemeinschlesischen Fassung, brachte zum ersten Mal das Volk, die Arbeiterschaft auf die Bühne und verdankt ein Gutteil seiner starken Wirkung auf das zeitgenössische Publikum der genauen Charakterisierung der Figuren durch ihre scharf beobachtete und treffend wiedergegebene Sprech- und Denkweise. Bedeutsam ist, daß hier zum ersten Mal wieder ein Dialekt über seinen umgrenzten Raum hinaustritt und als legitimes Mittel der Sprachgestaltung im ganzen deutschen Sprachgebiet anerkannt wird. Dazu war aber zweierlei nötig: sowohl der Autor wie auch seine Figuren hatten vom Thema her etwas zu sagen, etwas Allgemeingültiges, das über den engen Bereich ihres Sprachgebiets hinaus Gültigkeit beanspruchen konnte. Die Menschen, die die Vorstellungen des Autors verkörperten, lebten, sie waren mit hoher psychologischer Gestaltungskunst in Szene gesetzt. Und der Dialekt war eben nicht — wie leider oft in Mundartstücken — nachempfunden, war nicht papierern und von der Hochsprache beeinflusst, er „stimmte“ einfach. Hauptmanns Figuren sprechen nicht „über“ etwas, sie leben mit und aus ihrer Sprache, ihr Dialekt spricht aus ihnen. Hugo von Hofmannsthal mag das im Auge gehabt haben, als er zum 60. Geburtstag Gerhart Hauptmanns schrieb: „Das Dasein der Nation hat seine eigentliche geistige Mitte, einen höchsten Besitz, der in langsamer Umgestaltung über Generationen anhält und nicht immer klar zutage liegt, ja öfter in grandioser Weise Geheimnis bleibt... Daneben aber geht ein anderer, nicht weniger ehrwürdiger Prozeß vor sich: das in den einzelnen Stammeslandschaften aufgehäufte Geistes- und Gemütsgut zutiefst religiöser Prägung, im beharrenden Dialekt mit seinen Sprichwörtern und Redensarten schon gestaltnahe, wird durch einen wachen, wahrhaft berufenen Dichter völlig gestaltete Welt und führt nun vor Augen der Gesamtnation ein nach oben und unten verbürgtes

dauerndes Dasein. Solche Dichter waren und sind Jeremias Gotthelf und Gerhart Hauptmann, und wir haben alle Ursache, sie hoch zu ehren.“⁶⁾

Es sind nur wenige, die im Gefolge der Naturalisten zu weiterreichenden und gelungenen dramatischen Gestaltungen im Dialekt kamen. Ludwig Thoma wäre zu nennen mit seinen satirischen und teilweise sozialkritischen Stücken, besonders mit „Magdalena“, dann Fritz Stavenhagen, der das neue niederdeutsche Drama begründete mit Stücken wie „Jürgen Piepers“, „De dütsche Michel“ und besonders „Mudder Mews“, nach ihm Karl Wagenfeld und Hermann Boßdorf, beide ebenfalls niederdeutsche Autoren, schließlich darf erinnert werden an Carl Zuckmayer und an Ödön von Horváth, obwohl gerade bei diesen beiden nicht mehr von einem Schreiben im reinen Dialekt gesprochen werden kann. Sie verwenden den Dialekt und die Umgangssprache nicht als Lokalkolorit, sondern sie benutzen ihn als Mittel, um die hilflose Spracharmut und Sprachlosigkeit beschädigter, zu kurz gekommener Menschen darzustellen; dadurch soll die Wehrlosigkeit dieser Menschen, wie auch ihre notwendig aggressive Triebhaftigkeit zum Ausdruck kommen. In der gleichen Weise verfahren heute Franz Xaver Kroetz, Martin Sperr, Wolfgang Bauer, Peter Turrini und Wolfgang Deichsel. Das Verständnis dieser Stücke wird dadurch erleichtert, daß ihre Autoren keine lokale Mundart, sondern einen Ausgleichsdialekt, oft landschaftliche Umgangssprache schreiben.

Daß z. B. der Schweizer Paul Haller nicht auch in diese Reihe bekannterer Autoren zu stellen ist, liegt an einer Schwierigkeit, an der alle anspruchsvollen Stücke krankten, die im reinen Dialekt geschrieben sind: sie sind nicht nur außerhalb ihres Sprachraums schwer oder gar nicht zu verstehen, sie sind vor allem schwer zu spielen. Wo gibt es

schon genügend gute Schauspieler, die einem Stück wie Hallers 1916 entstandenem Drama „Marie und Robert“ gewachsen sind und es vermögen, den tödlichen Ernst glaubhaft spürbar zu machen, der diese Tragödie durchzieht? Es ist nicht zu verwundern, daß dieses Stück kaum öffentliche Aufführungen fand; die letzte brachte 1958 das Züricher Schauspielhaus.⁷⁾ Die Schweiz hat zwar — wie Niederdeutschland — eine ganze Reihe von Liebhabertheatern, aber man darf von Laienbühnen gerechterweise nicht dasselbe erwarten wie von Berufstheatern. Dann wird man auch berücksichtigen müssen, daß ernste gewichtige Stücke bei dem doch im allgemeinen gemischten Publikum des Mundarttheaters nicht so hoch im Kurs stehen, falls es sich nicht um historische und lokal festgelegte Stoffe handelt. Und man wird schließlich die finanzielle Basis nicht vergessen dürfen: denn offensichtlich sind viele ständigen Mundartbühnen gezwungen, sich das Geld zum Überleben zu verdienen mit dem Spielen leichter Stücke. Aber ich bin doch der Meinung, daß dem Publikum eigentlich mehr zugemutet werden kann; besonders, wenn man Jüngere als Zuschauer gewinnen will, sollte man zu-

sehen,
— daß durch den Spaß nicht das Denken vergessen wird,

— daß nicht verharmlost wird und mit einem sogenannten „versöhnlichen“ Humor Konflikte zugekleistert werden,

— daß nicht immer wieder ein antiquiertes Welt- und Gesellschaftsbild weitergegeben wird wie etwa das Klischee von der Frau als Heimchen am Herd oder das von der guten alten Zeit, die so gut ja auch nicht war — sogar Mundartpossen, besonders die schärferen, zeigen das zur Genüge.

Vollzogene gesellschaftliche Veränderungen sollten auch im Mundartstück deutlich werden; die Sprache selbst zeigt ja diese Veränderungen im Nebeneinander verschie-

dener Sprachschichten, sowohl in der Gemeinschaft als auch bei ein und demselben Individuum.

Wenn ich nun wieder auf die eingangs gestellte Frage zurückkomme, Mundart auf der Bühne?, hat der Dialekt dort etwas zu suchen?, so meine ich, daß man getrost ja sagen darf, wenn auch nicht ohne Einschränkung:

— Mundart ja, aber nicht zur Propagierung antiquierter Denk- und Verhaltensmuster, eher zu deren Überwindung;

— Mundart ja, aber nicht mit gefühligen, unwahren Tiraden, die dem „Volk“ ange-dichtet, in den Mund gelegt werden, sondern durch Wiedergabe realer Sprechweise;

— Mundart ja, aber weniger zur „Pflege“ der Mundarten, sondern mehr zur Demonstration der Tatsache, daß Mundart und Umgangssprache die Idiome sind, in denen wir aufgewachsen oder, wie man modischer sagt, sozialisiert worden sind, und daß wir diese Sprechweise als Teil unserer Kindheit und unserer Gegenwart schätzen dürfen, schätzen müssen, — auch wenn wir der Ansicht sind, daß unsere Kinder noch mehr als wir die Hochsprache brauchen werden.

Und zum Schluß noch ein Wort zu dieser: Ich bin nicht der oft nachgebeteten Meinung Hermann Burtes, daß „Hochdütsch gsägti Bretter“ seien und daß es „wie ne Zytzig raschlet“.⁸⁾ Lassen Sie mich nur einige wenige Beispiele nennen, die eine solche Konstruktion widerlegen: Wo hat sich das Gefühl von Bauernkindern unmittelbarer, zarter und ohne direkte Nennung ausgesprochen als in Gottfried Kellers Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, wie leben-

dig werden Landschaft und Menschen Brandenburgs in der differenzierten, aber nicht distanzierenden Schilderung Fontanes, wie unvergleichlich heiter, schwebend, biegsam und genau ist die Sprache in Hofmannsthals Lustspiel „Der Schwierige“, diesem herrlichen Stück, in dem das Schweigen ebensoviel über das Denken und Fühlen der Beteiligten aussagt wie das Reden! Viele weitere Zeugen wären beizubringen. Auch bei diesen könnten Mundartschriftsteller lernen: das Andeuten, das Aussparen, das Präzisieren da, wo es nötig ist und das Schweigen dort, wo auch die Mundart und ihre Sprecher nicht mehr reden, und, nicht zu vergessen, das Lächeln und Lachen.

Ich wünsche uns allen, daß wir Mundartstücke aus einem solchen Geist, auch künftig und noch lange, durch eine Bühne wie unsere „Alemannische Bühne Freiburg“ erleben dürfen.

Anmerkungen:

¹⁾ Brief Kellers vom 26. 6. 1854 an Hermann Hettner, in: Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Hermann Hettner, Berlin/Weimar 1964, S. 116.

²⁾ Walter Höllerer, Zwischen Klassik und Moderne, Stuttgart 1958, S. 202.

³⁾ Friedrich Sengle, Biedermeierzeit, Bd. II, Die Formenwelt, Stuttgart 1972, S. 452.

⁴⁾ ebd.

⁵⁾ Goethes Werke (Weimarer Ausgabe), I. Abt., Bd. 41, Weimar 1902, S. 148.

⁶⁾ Zit. in: Kurt Lothar Tank, Gerhart Hauptmann in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, (= rowohlt's monographien Bd. 27), Reinbek 1959, S. 168.

⁷⁾ Eben, im April 1974, hat der scheidende Basler Intendant W. Düggelin im Spielplan für seine letzte Spielzeit (1974/75) die Aufführung von Hallers Stück angekündigt.

⁸⁾ Hermann Burte, Madlee, Leipzig 1923, S. 80.

Lob der Reichenau

*Reichenau, grünendes Eiland, wie bist du vor anderen gesegnet,
reich an Schätzen des Wissens und heiligem Sinn der Bewohner,
reich an des Obstes Frucht und schwellender Traube des Weinbergs:
immerdar blüht es auf dir und spiegelt im See sich die Lilie,
weithin schallet dein Ruhm bis ins neblige Land der Britannen.*

*Ermenrich von Ellwangen um 850, aus dem Lateinischen
übersetzt von Scheffel*

Volksbrauch und Verein

Heinz Schmitt, Weinheim/Stuttgart

Es fällt gar nicht so leicht, eine einleuchtende Definition von Volksbrauch zu finden. Volkskundliche Veröffentlichungen verwenden meistens das Begriffspaar „Sitte und Brauch“, wobei die beiden Begriffe kaum auseinanderzuhalten sind.

Man wird heute nicht mehr Paul Sartori zustimmen können, der vor dem Ersten Weltkrieg Sitte und Brauch als „den religiösen Kultus des täglichen Lebens“ bezeichnete¹⁾. Eher würde man die Definition von Paul Geiger akzeptieren, der um 1936 unter „Volkssitte und -brauch eine Art zu handeln“, verstand, „die durch Überlieferung in einer Gruppe oder Gemeinschaft von Menschen als richtig und verpflichtend empfunden wird“²⁾. Josef Dünninger, der ähnlich formuliert, fordert darüber hinaus, daß Brauchtum „Inneres sinnbildlich“ ausdrückt und „funktionell an Zeit oder Situation gebunden“ ist³⁾.

Wenn diese Formulierungen hier vorgeführt werden, dann um zu zeigen, daß Volksbrauch, Brauch, Brauchtum, Sitte und Brauch in etwa als Synonyma verwendet werden, daß die Volkskunde aber nicht überall und zu jeder Zeit dasselbe darunter verstand. Noch viel mehr gilt das für den allgemeinen Sprachgebrauch. Es soll hier auch gar nicht eine Festlegung auf den Volksbrauch im Sinne einer bestimmten Definition erfolgen, da keine die heutige Brauchwirklichkeit abdeckt, sondern ganz allgemein das in die nachfolgende Betrachtung einbezogen werden, was bei großzügiger Auslegung als Brauchtümlich gelten kann.

Es wären hier bereits so selbstverständlich erscheinende Dinge zu nennen wie das weiße Kleid der Braut, das Verschicken von Neujahrgrüßen, die Zuckertüte beim ersten Schulgang oder das Feiern eines Richtfestes. Die Beispiele sind so alltäglich, daß sie oft

gar nicht als Bräuche ins Bewußtsein treten. Genau das weist sie aber als lebenskräftig und keiner Pflege bedürftig aus.

Seit vielen Jahrzehnten wird das Verschwinden alter Bräuche beklagt, und in der Tat bestand hierzu Anlaß. Es wird aber meistens übersehen, daß es sich dabei um eine gesellschaftshistorische Erscheinung handelt, die es in irgendeiner Form auch in früheren Zeiten gegeben hat. Durch die Änderung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse haben sich immer auch die Voraussetzungen für gewisse Brauchtümliche Gepflogenheiten gewandelt. Die Bräuche wurden dann zwar manchmal ihrer Form nach beibehalten, hatten aber ihren ursprünglichen Sinn verloren. Oft sind sie aber einfach verschwunden oder machten neuen Formen Platz.

So hatten sich die Spinnstuben mit den Fortschritten der Textiltechnik überlebt. So sind mit der Auflösung der Handwerkerzünfte im vorigen Jahrhundert die meisten, oft recht erstarrten Gepflogenheiten des ehrbaren Handwerks verschwunden. Einzelnes wurde aber von neuen Berufsverbänden weitergeführt oder später wieder mit neuer Sinngebung zum Leben erweckt.

Genau so wie es schwindende Bräuche gibt, gibt es — und das bestätigt das eben über den sozialgeschichtlichen Hintergrund Gesagte — wachsende, sich ausbreitende oder gar neu entstehende. Hierzu einige Beispiele: In den letzten Jahrzehnten ist eine Zunahme der familiären Bräuche zu beobachten, etwa Christbaum, Muttertag, Geburtstag⁴⁾. Hier könnte das Bedürfnis nach Darstellung der Familienzusammengehörigkeit als Gegenpol zu den derzeitigen Auflösungstendenzen zum Ausdruck kommen. Andererseits zielt gerade die Werbung auf derartige Anlässe. Die Kommerzialisierung der Schenkbräuche



Der Heidelberger Sommertagszug: Vorbild für viele neu eingeführte Lätare-Umzüge

hat ein nie gekanntes Ausmaß erreicht⁵). Brauchpflege dieser Art scheint die effektivste zu sein.

Ein weiteres Beispiel wäre die Ausbreitung von Lichterbräuchen, so das Anzünden von Kerzen auf Gräbern zu gewissen Jahreszeiten, die Laternenumzüge am Martinstag oder der Adventskranz, der eine außerordentlich junge Erscheinung ist⁶). Hier spielen zweifellos ästhetische Motive eine Rolle, aber wohl auch die nostalgische Freude am natürlichen Licht inmitten aller modernen Beleuchtungsmöglichkeiten.

Als letztes Beispiel sei die neuerliche Ausbreitung fasnachtlicher Brauchübungen erwähnt. Sie wird sicher sehr stark durch das Fernsehen gestützt, scheint aber auch einem echten Bedürfnis des modernen Menschen nach Kompensation seiner vielen Zwänge entgegenzukommen⁷). Für diese Annahme spricht die erstaunliche Vermehrung der traditionsgebundenen alemannischen Narrenzünfte in jüngster Zeit, deren sich das Fernsehen im Gegensatz zum rheinischen

Karneval kaum annimmt⁸). Bei den angeführten Beispielen wird deutlich, daß sie alle eine gewisse Gegenposition markieren zu der technisierten Umwelt. Andererseits sind aber gerade die modernen Medien wie Fernsehen und Werbung Vehikel ihrer weiteren Ausbreitung.

Es erhebt sich die Frage nach den Brauchträgern. Folgen wir älteren volkskundlichen Handbüchern, so sind es die Gemeinschaften, die Richard Beitzl noch unterteilt in solche des Blutes, also Sippe und Familie, der Siedlung, also Nachbarschaften, Dorf usw., solche der Arbeit und des Berufes wie Zünfte oder militärische Einheiten, und Gemeinschaften, die auf Geschlecht oder Alter beruhen⁹). Paul Geiger maß in seinem Buch „Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch“ von 1936 unter diesen Gemeinschaften vor allem der Knabenschaft, wie er es nannte, also der Vereinigung der ledigen Burschen eines Dorfes, besondere Bedeutung für das Brauchleben zu¹⁰). Paul Geiger sah aber auch, daß die alten Formen der Gemeinschaft zum



Sommertagszug zu Walldürn (1965), veranstaltet vom Verkehrsverein phot. A. Dertinger

größten Teil abgestorben waren. Das Gefühl für Gemeinschaft sei aber lebendig geblieben und habe neue Formen gebildet. Er schreibt wörtlich: „Heute ist es eben der Verein, der die Gemeinschaft vertritt . . .“¹¹⁾

Bereits vier Jahre vor Geiger hatte Siegfried Sieber dargelegt, daß es nötig sei, die Vereine als Träger städtischen Gemeinschaftslebens zu betrachten. Die Beschäftigung mit dem Vereinswesen könne die Grundzüge aller Gemeinschaftsbildung dartun und zeigen, wie stark die Vereine an der Erhaltung volkstümlicher Bräuche beteiligt seien¹²⁾. Diese Äußerungen haben bei den Volkskundlern merkwürdigerweise keine Früchte getragen. Sie haben die Vereine noch lange ignoriert. Das hatte zwei Gründe. Einmal waren die Zeitumstände in den dreißiger Jahren für die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Vereinswesen denkbar ungünstig. „Die nationalsozialistische Bewegung sucht nun heute“ — ich zitiere Paul Geiger — „in Erkenntnis der Wichtigkeit auf den verschiedensten Gebie-

ten den Gemeinschaftsgedanken in höherer Form wieder lebendig und wirksam zu machen“¹³⁾. Dem von den Ideologen des Dritten Reiches angestrebten „ständischen Neubau des deutschen Volkes“, wie das Peßler'sche „Handbuch der deutschen Volkskunde“ formuliert¹⁴⁾, waren die Vereine im Wege. Neben den neu zu formenden lebensvollen Gemeinschaften erschienen sie auch unbedeutend, ja geradezu lächerlich. Die weltanschaulich festgelegte Volkskunde konnte sich mit ihnen nicht befassen.

Der zweite Grund läßt sich in der älteren Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde finden¹⁵⁾. Jahrzehntlang währte die Diskussion darüber, was unter den Aufgaben der Volkskunde zu verstehen sei. Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Aufsatz, in dem sich Eugen Mogk 1907 mit den Auffassungen anderer Volkskundler auseinandersetzt¹⁶⁾. Für unsere Zwecke genügt es, daraus den folgenden Satz zu zitieren: „Zu den geistigen Erzeugnissen des durch die Sitte gebundenen Gemeinschaftslebens müß-

ten wir auch das Rittertum, das Gildenwesen, die modernen Turn-, Sing- und andere Vereine rechnen, die sicher kein Forscher der Volkskunde in sein Gebiet ziehen will.“ Mogk lehnt also ausdrücklich die volkskundliche Erforschung des Vereinswesens ab. Er gibt dafür eine psychologische Begründung und sagt, es sei dem „reflektierenden Verstande“ entsprungen und nicht der „assoziativen Denkform der Volksseele“; die Volkskunde habe es aber nur mit den Erzeugnissen der letzteren zu tun.

Die Diskussion bewegte sich in der Folge unter anderem um das von Ferdinand Tönnies in die Soziologie eingeführte Gegensatzpaar Gemeinschaft und Gesellschaft¹⁷). Die Volkskunde wollte sich aber trotz der vorhin genannten Stimmen von Geiger und Sieber nur mit den Formen der Gemeinschaft (Familie, Dorf usw.), nicht mit denen der Gesellschaft (Staat, Parteien, Verbände) befassen. Der Verein wurde zu letzteren gerechnet. In der Soziologie ist diese Antinomie schon länger überwunden, die Volkskunde hat das erst in jüngerer Zeit getan. Sie vermeidet heute den emotional aufgeladenen Begriff Gemeinschaft und spricht von Gruppe.

Seit einem Aufsatz von Hermann Bausinger in der „Zeitschrift für Volkskunde“ 1959 mit dem Titel „Vereine als Gegenstand volkskundlicher Forschung“ sind die Vereine als Objekt der Volkskunde legitimiert¹⁸). Eine Reihe von Untersuchungen sind inzwischen erschienen¹⁹). Der Volkskunde-Kongreß in Trier 1971 bot mehrere Vorträge zum Thema „Die kulturelle Bedeutung der Vereine“²⁰).

Wir wollen hier von einem historischen Problem der Volkskunde Abschied nehmen, das eng mit dem Selbstverständnis dieser Wissenschaft zusammenhängt. Es sollten nur so viele Andeutungen gemacht werden wie zum Verständnis des Themas „Volksbrauch und Verein“ notwendig sind.

Das Wort „Brauch“ ist mit gewissen Wertungen verbunden. Meistens wird von schönen, alten Bräuchen gesprochen, kaum aber einmal von unsinnigen und unschönen. Was aber schön und alt und gut ist, verdient gepflegt zu werden, wobei der Umstand, daß Bräuche Pflege nötig haben, darauf hindeutet, daß sie als gefährdet angesehen werden. Hier treten nun mit dem Ausfall älterer Trägergruppen (wie Jungmannschaften oder Nachbarschaften) Vereine in Aktion. Freilich darf nicht der Irrtum aufkommen, die ganze Breite heutiger Brauchübung wäre aus der Perspektive des Vereinswesens zu erfassen. Wir wollen uns aber auf diesen Ausschnitt beschränken.

Es ist keineswegs so, daß nur bestimmte Arten von Vereinen Brauchpflege betreiben, etwa solche, die das in ihrem Namen zum Ausdruck bringen. Man kann beobachten, daß brauchpflegerische Aktivitäten von allen möglichen Vereinen ausgehen. So weist beispielsweise die Trägerschaft der Sommertagszüge im südlichen Odenwaldgebiet und der Pfalz eine bunte Palette vom Musikverein bis zur Feuerwehr auf²¹). Dagegen sind andere Gruppen, denen man auf dem Gebiet der Brauchpflege von ihrem Anspruch her mehr zutrauen würde, in manchen Dingen recht abstinent. So treten bestimmte Trachtengruppen und Bürgerwehren überall, wo es gewünscht wird, auf, um heimische Folklore oder was dafür gehalten wird, darzubieten. Ihre Tourneen erstrecken sich manchmal sogar bis in überseeische Länder. Und doch treten einige von ihnen in ihren Heimatorten nur wenig in Erscheinung.

Wir stoßen hier auf zwei Probleme, mit denen wir uns noch näher befassen müssen. Das eine, auf das ich später zurückkomme, ist das Reisen in Sachen Folklore, das andere ist das, was ich selektive Brauchpflege nennen möchte. Ihr wollen wir uns zunächst zuwenden und stellen fest: Nicht alle, sondern nur ganz bestimmte Bräuche werden ge-



Trachtengruppe Schönau bei Heidelberg 1967 bei einem Auftritt in der Erftalhalle Heidelberg phot. Zimmermann

pfllegt. Welche das nun sind, ist in erster Linie von den örtlichen Verhältnissen abhängig. Mancher Brauch, der in einem Ort sehr beliebt ist, kann schon im Nachbardorf als unangebracht empfunden werden. Andererseits ist man gerne bereit, „schöne Bräuche“ manchmal aus weit entfernten Gegenden zu übernehmen.

Generalisierend läßt sich folgendes sagen: Bräuche haben eine Chance, in Pflege genommen zu werden, wenn sie drei Bedingungen erfüllen:

1. Sie müssen publikumswirksam sein,
2. sie müssen sich historisch begründen lassen,
3. sie müssen dem Anspruch bürgerlicher Seriosität gerecht werden²²⁾.

Ich möchte diese drei Punkte näher erläutern und mit Beispielen belegen. Zunächst zum ersten Punkt! Zweifellos hatten auch früher schon manche Bräuche Schaucharakter. Denken wir dabei nur an den Münchner Schäfflertanz, den Nürnberger Schembartlauf, den Markgröninger Schäferlauf, an fasnachtliche Auftritte oder an gewisse Prozessionen. Die meisten gerade dieser Bräuche haben sich auch jahrhundertlang gehalten.

Nun gibt es aber sehr viele Bräuche, die ihrer Funktion und ihrem Ablauf nach gar nicht auf Zuschauer angelegt sind. Hier kommt es darauf an, ob die potentiellen Brauchpfleger einen Brauch für ungeeignet halten und vernachlässigen oder ob sie ihn aufführungsreif machen. Dabei spielt das ästhetische Moment eine große Rolle. Niemand wird es auf sich nehmen, dem Zeitgeschmack völlig zuwiderlaufende Handlungen propagieren zu wollen. Zum anderen wird der Lokalstolz immer wichtiger, vor allem da, wo das Selbstverständnis eines Ortes durch die Nähe großer Zentren gefährdet erscheint. In solchen Fällen wird auf der Suche nach zu pflegenden Lokaltraditionen manchmal recht willkürlich vorgegangen und eine unscheinbare Sache emporstilisiert oder etwas als ortstypisch reklamiert, das in Wirklichkeit viel weiter verbreitet ist. Ich möchte das anhand von zwei Beispielen belegen.

Mir ist nicht bekannt, daß irgendwo im Odenwald die alten Fasnachtsgestalten gepflegt würden, wie sie Heinrich Winter noch vor dem Krieg festgestellt hat²³⁾. Sie sind

gar zu bescheiden und zu wenig originell im Vergleich mit dem, was heute vom Publikum, das seine Kenntnisse und Maßstäbe zum großen Teil vom Fernsehen bezieht, an Fasnachtlichem erwartet wird. Für eine moderne Brauchpflege erscheinen sie ungeeignet und sind praktisch verschwunden oder tauchen höchstens einmal als Reminiszenz an frühere Zeiten am Rand größerer, rheinisch geprägter Karnevalsveranstaltungen auf²⁴).

Als Gegenbeispiel sei der pfälzische Sommertagsbrauch genannt. Es handelt sich dabei im Prinzip um einen Kampf zwischen Sommer und Winter, die als Grün- und Strohgestalten umhergeführt und von singenden Kindern begleitet werden, die für ihre Leistung dann Eier und Geld einsammeln. So war jedenfalls die ältere Form des Brauches, die heute in nur ganz wenigen Orten noch üblich ist²⁵). Die übrigen Gemeinden haben von 1893 an nach Heidelberger Vorbild den von kleinen Kindergruppen ausgeübten Heischebrauch, der allerdings zu verschwinden drohte, zu riesigen Festzügen ausgebaut²⁶).

Albert Becker schrieb schon 1908, daß „diese uralte Sitte . . . kräftig aufs neu“ blühe, „seitdem das Interesse von Heidelberger, Mannheimer und Ludwigshafener Vereinen sie gleichsam organisiert und in ein System gebracht hat“²⁷).

Auch Weinheim ist dafür ein gutes Beispiel. Seit 1902 ist dort der Festzug, ursprünglich vom Gemeinnützigen Verein veranstaltet, immer größer geworden. Der Brauch wurde von einem harmlosen Heischeumgang zu einem repräsentativen Schaubrauch hochstilisiert. Als 1936 die Organisation allmählich die Kräfte des Gemeinnützigen Vereins überstieg, wurde die Veranstaltung so wichtig für das Image der Stadt gehalten, daß ein städtischer Ausschuß gebildet wurde, der bis heute unter Vorsitz eines Bürgermeisters für die Durchführung des Sommertagszuges sorgt²⁸).

Hier zeigt sich übrigens, daß solche repräsentativen Veranstaltungen, sind sie erst einmal im Bewußtsein der Bevölkerung verankert, nicht mehr ohne weiteres preisgegeben werden können. Ziehen sich die Vereine aus irgendeinem Grund zurück, so können sogar kommunale Einrichtungen an ihre Stelle treten.

Soviel zur Publikumswirksamkeit, und nun zum nächsten Punkt, der historischen Begründbarkeit von Bräuchen! Es fällt auf, daß auch einfache Menschen heutzutage nach geschichtlichen Ursprüngen für ihre Brauchübungen suchen²⁹). Das Bedürfnis nach historischen Bindungen stellt einen gewissen Gegenpol zur allgemein beklagten heutigen Geschichtslosigkeit dar. Die von der Technisierung fast aller Lebensbereiche bestimmte Umwelt wird durch historische Reminiszenzen kompensiert. In die damit verbundene Wertung mischt sich auch das, was ein Modewort Nostalgie nennt, das Heimweh nach früheren, schöneren und besseren Zeiten. Auf diese Weise lassen sich sinnentleerte alte und geschichtlich aufgewertete neue Traditionen rechtfertigen. Für alles, was man pflegt oder gerne pflegen möchte, hieb- und stichfeste Begründungen zu geben, ist unmöglich. So ersetzt die Interpretationskunst der Veranstalter die historischen Belege.

Nicht jeder Brauch läßt sich so weit zurückverfolgen wie der vorhin besprochene Sommertagszug, der immerhin schon im frühen 16. Jahrhundert nachweisbar ist und in den berühmten Briefen der Liselotte von der Pfalz erwähnt wird. Wie wollte sich aber ein Verein helfen, der 1934 eine Bürgerwehr gründete, die, wie es hieß, „im Rahmen der großen Fremdenwerbung“ stehen sollte? Es gab keine historischen Belege zu einer Bürgerwehr, deren Tradition man hätte fortführen können³⁰). Wo nun, wie in Vereinsfestschriften, versucht wird, den historischen Hintergrund für diese Gruppe zu malen, da ist die Rede von der Stadtbefesti-

gung, die zu bewachen gewesen ist, dann von der Landmiliz und schließlich von den Revolutionsjahren 1848/49. Das ist alles sehr vage, genügt aber den Mitgliedern und dem Publikum.

Nun handelt es sich hier um einen verhältnismäßig harmlosen Fall. Anders ist es, wenn mythologische Hintergründe für manchmal recht neue Darbietungen beschworen werden. Es sei nur an die Sonnwendfeuer erinnert, die, vor allem unter diesem Namen, kaum vor die Jahrhundertwende zurückreichen, von eifrigen Interpreten aber ihrem Ursprung nach in die germanische Vorzeit datiert werden. Ähnliches gilt für die Deutung vieler Fasnachtsbräuche, deren Einführung manchmal ganz kurze Zeit zurückliegt. Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür bietet das Geisterspiel beim Ausgraben der Fasnacht in Buchen, das 1959 eingeführt, in der Presse aber zwei Jahre später bereits als „uralt Brauchtum“ bezeichnet wurde³¹).

Und nun zum dritten Punkt, der als Voraussetzung für die Pflege eines Brauches durch Vereine genannt wurde: die bürgerliche Seriosität. Die Auffassungen darüber, was schicklich und was ungehörig ist, haben sich immer wieder gewandelt, so daß wir nur von der Gegenwart sprechen können. Es gibt auch landschaftliche Unterschiede. Fensterln wird wohl nicht überall für anständig gehalten.

Man wird kaum einen Verein finden, der Stehlen, Betteln, Sachbeschädigung, Hausfriedensbruch oder Beleidigung von Mitbürgern als Brauchpflege ausgeben möchte, und doch sind eben diese Delikte konstituierendes Element mancher Bräuche. So ist es in einigen Gegenden üblich, daß die Burschen eines Dorfes den Maibaum des Nachbarortes stehlen. Anderwärts wird in der ersten Mainacht allerhand Unfug getrieben. So findet mancher Bauer seinen vollbeladenen Mistwagen auf dem Scheunendach wieder. Die im Odenwald üblichen Kerwepredigten

enthalten oftmals Äußerungen über einzelne Personen, die den Tatbestand der Beleidigung erfüllen. Heischebräuche werden häufig nur noch als Bettelei angesehen. Je mehr Fremde in eine Gemeinde zuziehen und je mehr den Einheimischen selbst die Bindung an die örtlichen Überlieferungen verlorengeht, desto eher werden Bräuche der genannten Art als unschön, lästig oder unanständig empfunden. Sie sind entweder zum Verschwinden verurteilt oder aber sie werden gerettet, indem sie „gereinigt“ oder durch ein ethisch bestimmtes Umfunktionieren erhöht werden, sofern das überhaupt möglich ist. Jedenfalls kann man beobachten, daß die erwähnten Kerwepredigten, die ja heute fast nur noch in Vereinsregie gehalten werden, immer weniger persönlich diskriminierende Äußerungen, dafür in wachsendem Maße allgemeine Kritik an lokalpolitischen und sozialen Mißständen enthalten. Das in manchen Gegenden übliche Dreikönigsingen, das vielfach als Bettelbrauch verrufen war, bekam eine moralische Rechtfertigung dadurch, daß man das gesammelte Geld für wohltätige Zwecke zur Verfügung stellte. Das geschah vor allem durch Einwirkung von kirchlicher Seite³²).

In die gleiche Richtung der Sicherung der Wohlanständigkeit zielt auch der Umstand, daß man Kinder an früher recht deftig ablaufenden Veranstaltungen der Jungmannschaft beteiligt und diese dadurch „entschärft“. Als Beispiel hierfür kann die Teilnahme von Schulkindern an den Odenwälder Kerweumzügen stehen.

Bis hierher ist versucht worden zu zeigen, unter welchen Bedingungen Bräuche in die Regie von Vereinen übergehen können. Dieser Übergang bleibt auf die Form der Bräuche nicht ohne Einfluß, ganz abgesehen davon, daß sie auch ihre Funktion ändern oder ganz verlieren und zu theatralischen Darstellungen, zu Schaubräuchen, gemacht werden. Ein wichtiges Kriterium alten Brauches, nämlich die Gebundenheit an Ort und

Zeit, wird in vielen Fällen aufhebbar. Die Materie Brauch ist verfügbar geworden. Es ist heute möglich, daß ein Odenwälder Faschnachtsverein mitten im Sommer sein Brauchtum für die Kurgäste des Ortes zeigt³³⁾ oder gar damit ins Ausland reist. Eine Schwarzwälder Spinnstube kann beim Oktoberfestzug in München vorgeführt werden. In Berlin schuhplatteln dort ansässige Bayernvereine.

Der Erfolg läßt die Akteure oft nach Erweiterung ihres Repertoires suchen. Anregungen holt man sich in Volkstanzkursen, bei Besuchen von Volksfesten im In- und Ausland und anderen Anlässen. Viele brauchpflegende Vereine wie Trachtengruppen oder Karnevalsgesellschaften sind in größeren Verbänden zusammengeschlossen, von denen regelmäßige Treffen und Kurse veranstaltet werden. Diese sind Umschlagplätze von „Volksgut“. Man sieht und hört dort manches, was man in sein eigenes Programm aufnimmt. Volkstanzgruppen führen dann schließlich Tänze von der Insel Helgoland, aus der Schwalm und aus Böhmen nebeneinander auf. Über allem stehen Wahlsprüche wie „Sitt' und Brauch der Alten wollen wir erhalten“ oder „Treu dem guten alten Brauch“.

Dieser „gute alte Brauch“ muß aber nicht unbedingt derjenige der eigenen Heimat sein, wenn er nur „gut“ und „alt“ erscheint. Bodenständigkeit im herkömmlichen Sinn ist nicht mehr so wichtig. An ihre Stelle ist ein allgemeines, manchmal europaweites abstraktes Heimatbewußtsein getreten. Unter brauchpflegenden „Heimatmenschen“ herrscht ein Einverständnis, das sie oft trotz verschiedenster Herkunft untereinander mehr verbindet als mit den meisten Mitbürgern ihrer Heimatorte.

Das alles setzt bei den Ausübenden eine gewisse Naivität voraus, etwas, was früher immer als Kennzeichen „echten“ Brauches gefordert wurde. Freilich ist die Naivität beim Mitglied eines brauchpflegenden Ver-

eins anderer Art als bei einem Dorfburschen, der mit seinen Kameraden die Musterrung feiert. Man möchte hier vielleicht etwas paradox ausgedrückt von einer naiven Bewußtheit sprechen³⁴⁾. Die maßgebenden Brauchträger selbst sind jedenfalls in den meisten Fällen überzeugt, daß sie das, was sie von ihren Vorfahren ererbt haben, unverfälscht bewahren. Neuerungen werden wohl als Verbesserungen angesehen, ein weit verbreiteter Purismus läßt aber nur das zu, was er als „echt“ und „bodenständig“ interpretieren kann. Aber das kann, wie wir gesehen haben, vieles sein.

Bemerkenswert ist, daß nicht etwa nur ältere Leute brauchpflegerisch tätig sind. Erstaunlicherweise können die Vereine recht viele junge Menschen aktivieren, für die sich hier immerhin ein Hobby, eine Möglichkeit der Freizeitgestaltung eröffnet. Dieser Aspekt wurde bislang nur von wenigen Volkskundlern beachtet³⁵⁾. Im Hinblick auf die jugendlichen Akteure dürfte er aber nicht länger vernachlässigt werden. Es besteht kein Zweifel daran, daß die Motivation der Jungen anderer Art ist als die der vorhergehenden Generation. Die Reisen und auswärtigen Auftritte stellen für viele einen Anreiz zum Mitmachen in einem brauchpflegerischen Verein dar. Treffen mehrere Gleichaltrige zusammen, so entsteht schnell ein besonderes Gruppenbewußtsein, das durch die Konkurrenzsituation gegenüber anderen Folkloregruppen nur noch verstärkt wird. Bei Auftritten in anderen Orten kommt ein gewisser Lokalstolz als weiteres Stimulans hinzu.

Die Brauchpflege befriedigt ein Kontrastbedürfnis zur Arbeits- und Umwelt, das sich freilich auch im Hippie- oder Rockertum manifestieren könnte. Interessant ist die Beobachtung, daß in Hessen Trachtenvereine nicht etwa in den alten Trachtengebieten, sondern in der Frankfurter Gegend entstanden sind³⁶⁾.

Brauchpflege hat in der heutigen Wohlstandsgesellschaft mit langem Wochenende, viel Urlaub und Mobilitätsmöglichkeiten weithin die Funktion einer anspruchsvollen Freizeitgestaltung erhalten³⁷⁾.

¹⁾ Paul Sartori, *Sitte und Brauch*, 3 Bde. Leipzig 1910—1914.

²⁾ Paul Geiger, *Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch*, Berlin 1936, S. 3.

³⁾ Josef Dünninger, *Brauchtum*, in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, 2. Aufl. Berlin 1962, Bd. 3, Sp. 2575.

⁴⁾ Vgl. hierzu auch: Matthias Zender, *Der Volksbrauch in der heutigen Zeit*, in: *Der Deutschunterricht* 15 (1963), S. 5—20.

⁵⁾ Leopold Schmidt, *Die Zuckertüte zum Schulbeginn. Zur Einbürgerung eines Brauches* in Wien, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 62 (1959), S. 81—96.

⁶⁾ Hermann Bausinger, *Der Adventskranz. Ein methodisches Beispiel*, in: *Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde* 1970, S. 9—31.

⁷⁾ Siehe hierzu beispielsweise: F. Schmieder, *Psychologische und psychohygienische Fragen bei der Fasnachtsforschung*, in: *Fasnacht. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung*, Tübingen 1964, S. 99—106.

⁸⁾ H. Kirchner, *Neue Masken*, in: *Dörfliche Fasnacht zwischen Neckar und Bodensee. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung*, Tübingen 1966, S. 267—355.

⁹⁾ Richard Beitzl, *Wörterbuch der deutschen Volkskunde*, 2. Aufl. Stuttgart 1955, S. 189—190.

¹⁰⁾ Geiger (wie Anm. 2), S. 18—22.

¹¹⁾ Geiger (wie Anm. 2), S. 26.

¹²⁾ Siegfried Sieber, in: *Frenzel-Karg-Spamer, Grundriß der Sächsischen Volkskunde*, Leipzig 1932, S. 153—155.

¹³⁾ Geiger (wie Anm. 2), S. 26.

¹⁴⁾ G. Fischer, in: *Handbuch der deutschen Volkskunde*, hrsg. von W. Peßler, Potsdam o. J., Bd. 1, S. 143—144.

¹⁵⁾ Hierüber ausführlich in: Heinz Schmitt, *Das Vereinsleben der Stadt Weinheim an der Bergstraße. Volkswissenschaftliche Untersuchung zum kulturellen Leben einer Mittelstadt*, Weinheim 1963, S. 15—19.

¹⁶⁾ Eugen Mogk, *Wesen und Aufgaben der Volkskunde*, in: *Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde* 6 (1907), S. 1—9. Neudruck in: *Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde* 1 (1926), S. 17—24, und in: G. Lutz, *Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme*, Berlin 1958, S. 89—99.

¹⁷⁾ Ferdinand Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft*, Leipzig 1887.

¹⁸⁾ Hermann Bausinger, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 55 (1959), S. 98—104.

¹⁹⁾ z. B. Schmitt (wie Anm. 15) und Herbert Freudenthal, *Vereine in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte und Volkskunde der Geselligkeit*, Hamburg 1968.

²⁰⁾ Diese sind abgedruckt in dem Sammelband: *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskundekongresses in Trier 1971, Göttingen 1973.*

²¹⁾ Sehr schön läßt sich das auch am Beispiel der Odenwälder Kirchweihfeste zeigen. Vgl. dazu: Heinz Schmitt, *Odenwälder Kerwe. Beobachtungen zum Wandel brauchtümlicher Veranstaltungen*, in: *Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften*, Breuberg-Bund Sonderveröffentlichung 1972, S. 29 bis 46.

²²⁾ So ähnlich hat es Herbert Schwedt schon formuliert in seinem Aufsatz: *Brauchpflege und angewandte Volkskunde*, in: *Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde* 10 (1966), S. 87. Auch Peter Assion kommt zu gleichartigen Auffassungen in seinem Beitrag: *Brauchtum im Wandel — Beobachtungen aus dem hinteren Odenwald*, in: *Breuberg-Bund Sonderveröffentlichung 1972* (vgl. Anm. 21), S. 1—27.

²³⁾ Heinrich Winter, *Fasnachtsbrauch im Odenwald*, Heppenheim 1941 (hektographiert).

²⁴⁾ Peter Assion bestätigt diese Beobachtung aus dem hinteren Odenwald und dem Bauland (wie Anm. 22), S. 8.

²⁵⁾ Vgl. hierzu: Gotthilde Güterbock, *Drei lebendige Odenwälder Frühlingsbräuche*, in: *Der Odenwald* 9 (1962), S. 10, und Theodor Brauch, *Lätarebrauchtum am bayerisch-badischen Untermain, im östlichen Odenwald und Bauland*, Diss. Würzburg o. J. (1970).

²⁶⁾ Heinz Schmitt, *Sommertagsbrauch in der alten Kurpfalz und in Weinheim an der Bergstraße*, in: *Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Festschrift für Heiner Heimberger*, Stuttgart 1971, S. 231—247.

²⁷⁾ Albert Becker, *Pfälzer Frühlingsfeiern*, Kaiserslautern 1908, S. 11.

²⁸⁾ Schmitt (wie Anm. 26), S. 245—247.

²⁹⁾ Zender (wie Anm. 4), S. 18. Siehe hierzu und zum folgenden auch: Assion (wie Anm. 22), S. 13—14.

³⁰⁾ Schmitt (wie Anm. 15), S. 189.

³¹⁾ Assion (wie Anm. 22), S. 13 und 25.

³²⁾ Beispiele hierzu bei Assion (wie Anm. 22), S. 7.

³³⁾ Assion (wie Anm. 22), S. 12.

³⁴⁾ Der Begriff wurde bereits von Herbert Schwedt verwendet (wie Anm. 22), S. 92.

³⁵⁾ So von Zender (wie Anm. 4) und von Wolfgang Brückner, *Vereinswesen und Folklorismus. Eine Bestandsaufnahme in Südhessen*, in: *Populus revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart*, Tübingen 1966, S. 77—99.

³⁶⁾ Brückner (wie Anm. 35), S. 98.

³⁷⁾ Brückner (wie Anm. 35), S. 95.

s Veieli

*Am Wald bin i gange, am Rand eso hi,
won i uf eimol e Veieli sih
am Wegbord, e herzigis Blüemli.*

*Fast hätte s die schwere Dornhürscht verdruckt,
ganz schüüch hät sich s unter e Stei untre druckt
un ghebt a me winzige Chrüemli.*

*Do han i des herzigi Veieli gno
mitheim i min Garte; ha s wölle dort lo
ufjuchzge am sunnigste Plätzli.*

*Doch s isch mer nit gwachse. I ha müeße seh
wie s bleicher un bleicher würd — alli Tag meh.
Un z letzt isch es gstorbe, sell Schätzli.*

*s isch wie bi de Mensche. s tuet au nit all guet,
wenn eins ohni Wehrete ufwachse tuet.
s isch besser, de muesch di recht müehie.*

*Wo s wuehlt un sich wehre mueß, schindet un schafft,
hät s Lebe halt doch au si heiligsti Chraft.
Mer chönnt sich e Lehr do drus ziehie.*

Gerhard Jung

Zum 75. Geburtstag von

Richard Gäng



Unser langjähriger Mitarbeiter Richard Gäng konnte am 21. 4. 1974 seinen 75. Geburtstag begehen. Wir gratulieren herzlich und ehren ihn mit einigen seiner Gedichte und einer Erzählung aus seiner Feder. Seine Bücher erschienen u. a. im Insel-, Reclam-, Herder- und Schöningh-Verlag

An Richard Gäng

Dü bisch e Suacher, kennsch vergangni Zite,
doch langt Dir nia e Wisse un Verwalte.
Dü witt im neie Blascht s Willkumme lite,
witt zwiffle, ahne un dno selber gstatle.

Dü gohsch im Geist uf Wolke wia in Wälder
un frogsch no einre Menschheit, einre Sproch.
Di Pflug ziagt tiafi Fure in vil Felder,
bisch so dr Welt un unsre Heimet nooch.

Wer viri will, der muaß in d Speiche lange.
Wer suacht un furtwirft, der derf gwiß aü bhalte! —
Dir brücht s um Blascht un Frucht miseel nit bange.
Dü tuasch di Werk, di Zit vu inne gstatle!

Karl Kurrus

Alemannesproch

Mi liebi Alemannesproch
isch himmelhoch und bodenoch,
S hät Wörter drin wie Mockche Lei,
so schwer und alt wie miesig Stei.
Es ruscht und bruscht drin wien im Wald,
und chicht und pfißt drin, weiht und gwählt
wie Sturm und Gwülch im chlusig Tal.

Und blitzt dur da de Sunnestrahl,
so glitzt de Bach, und d Halde rücht,
und s Lebe use schlüft und chrücht.
Lueg, d Immdli schmützet d Blueme lis,
und s Zisli pipset fin im Ris.
Wo isch e Sproch mit sonig Gleich
wie üsi do, so lind und weich?

Und schwint de Tag im Obed zue,
und schwiiget alls, und stampft kehei Chueh,
lisch uf de Chust am Düsele,
ghörsch s visperle und chrüsele,
und s müselet und chlüslet do,
as wetet Geistli umegoh.
Ghörsch d Geistli it dur d Wort her cho?
Wie d Lüt do schüch und eifach sind,
so isch au üsi Sproch e Chind:
Wa umgheit und tuet glittere,
heißt eifach do e Guttere.
Wer ufstoßt, hät de Glugser,
wer pfluchse mue, die Pfluchser.

Im Chind si Mul heißt Schnüfli,
und hület s, zieht s e Schüfli.
Und vo de Chriesi git s, me kehennt s,
grad Chriesiwasser oder Brännts.
So isch die Sproch vo rauher Art
im Herz in aber fin und zart;
si isch voll Chraft und Chindersi:
en Alemann im Sunneschi. Richard Gäng

Trachtemaidli

En Felse lit am Tannewald,
verwachse schier mit Flechte;
doch oben im e chline Spalt
e geli Blueme gfürig strahlt
wie Gold us tiefe Schächte.
Die Blueme zieht mi gwaltig a,
i cha si it gnueg gschaue.
Woher die Macht? Wie chunnt au da?
Si hät e ghusig Lebe gha
und isch di schönst ubschrane.
So lebet ihr i Tal und Höh,
hän keini Helfer, keini.
S hät z schaffe nu und z huse ge,
doch eineweg sind ihr so schö —
Eu, Trachtemaidli, mein i. Richard Gäng

Tanne in der Stadt

*Im Straßenraum
ein Nadelbaum.
Aufrecht und kühn,
ein Schrei aus Grün!
Das Bergsymbol
der Stadt Idol.
Ein Rückenmark
dem Bürgerpark.*

*An Nadeln reich,
weil innen weich.
Als Pan gebannt
ins Vorstadtland.
Urweltphantom!
Turm ohne Dom!*

Richard Gäng

Der Schatten

*Ein Schlosser in blau geht vorüber,
sein Schatten ist grau.*

*Eine weiße Nonne wandelt vorüber,
ihr Schatten ist grau.*

*Ein Minister im Frack schreitet vorüber,
sein Schatten ist grau.*

*Ein Kind in gelb hüpft vorüber,
sein Schatten ist grau.*

*Ein bunter Hahn stelzt vorüber,
sein Schatten ist grau.*

Richard Gäng

Der Keulenschlag

*Durch das Feuer schaue ich
auf den Rasen.
Nachbars Katze schleicht
einen Spatzen an.
Er hüpft fort,
sie folgt,
er hüpft weiter,
sie folgt.
Er fliegt auf,
mannshoch,
setzt sich.
Sie taumelt davon.*

Richard Gäng

Im Herbst

*Das Feuer war erloschen ,
der Bauer hockte dran,
die Asche barg die Gluten,
und aschgrau war der Mann.*

*Ein Mädchen ging vorüber,
den Haarschopf hell wie Stroh;
des Alten Herz lief über,
es brannte lichterloh.*

*Vorbei! Vorbei! Gewesen!
Die Zeitung lag noch da,
darin er grad gelesen,
was in der Welt geschah.*

*Er schob sie in die Asche,
nur achtlos mit dem Fuß,
damit die Glut sie hasche,
sie flammte auf zu Ruß.*

*Das Feuer war entschwunden,
der Alte starrte drein,
die Asche barg die Stunden —
wird alles Asche sein?*

Richard Gäng

Der Ausbruch

Erzählung von Richard Gäng

Gemeinhin hält jemand eine Kuh nur, um aus ihr Nutzen zu ziehen. Auch der tierliebende Mensch wird sie abschaffen, wenn sie diesem Zwecke nicht mehr nachkommt. Und diese Haltung ist vernünftig, menschlich und gut. Ja, sie ist christlich, denn es steht geschrieben: Ein jeder Baum, der nicht gute Früchte trägt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. Anders hielt es der Rotfelsbauer mit „Laubi“.

Diese stattliche Kuh, einst eine gute Milchspenderin, auch als Zug- und Zucht tier geeignet, das Lieblingsstück in der Reihe der Stalltiere, war alt geworden, zerfallen, gab keinen Tropfen Milch mehr und bereitete nur Mühen und Kosten. Sie hatte ihren Platz hinten an der Wand, wo der Kalk vom Gemäuer abfiel, und fraß das Gnadenfutter, zumeist eine nahrhafte Tränke von Gerstenschrot, denn Heu und Ohmd vermochten die abgeschabten Zähne nicht mehr zu zermalmen. Der Bauer konnte sie trotz Drängens seiner Frau, — Frauen urteilen, obgleich weicheren Gemütes, nüchterner als Männer, — nicht dem Metzger übereignen und verschob den Verkauf von Jahreszeit zu Jahreszeit. Zuletzt, in die Enge getrieben, gab er freiweg zu, die Weggabe des Tieres nicht übers Herz zu bringen: „Ich häng an dem Tier! Du weißt, was es mir bedeutet.“

Vor Monaten schon hatte er festgestellt, daß seine Klauen in der Untätigkeit, — es ging nicht mehr mit den andern Tieren auf die Weide, — zu handlangen Hornspitzen ausgewuchert waren und, daß es in den beiden schwarzen Augen eine weiße Flocke trug. Blind? Er war tief erschrocken und prüfte sofort die Sehfähigkeit, indem er nacheinander mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf jedes offene Auge zufuhr. Und in der Tat! Jedes Auge blieb unbewegt offen, bis seine Fingerbeere den blanken,

kugeligen Augapfel antippte. Dann zuckte die Kuh erst zurück, schloß das Auge. Der Mann aber streichelte die Kuh, sprach gut mit ihr und gab ihr als nächstes Futter eine Haferflockenbrühe, eine Schmauserei.

Damals hatte er auch gemerkt, daß das Tier seine Gegenwart, seine Worte, durch völlig unbewegtes Stillstehen, durch Spitzen der Ohren, durch leises Ein- und Ausatmen wahrzunehmen versuchte. Er hatte dann recht deutlich mit der Kuh gesprochen und unter Streicheln zu ihr gesagt: „Arme Laubi! Du bist nicht in deiner Nacht verlassen! Hab keine Angst!“

Die furchtbare Entdeckung hatte er seiner Frau verschwiegen; sie hätte sonst mit Nachdruck die Beseitigung des Tieres verlangt. Doch mußte er bald erkennen, daß das Tier sich selbst zur Qual, der Tod zur Erlösung wurde. Aber Einsicht und Tat sind oft feindliche Brüder, und von der Erkenntnis zur Handlung klafft manchmal ein Abgrund.

Eine Kuh ist ein prächtiges Tier; sie steht zwischen Hirsch und Ur, zwei Herrschern der nördlichen Wälder, und wird in Indien als heilig verehrt. Bei den alten Griechen hielt Gott Helios, Herr und Lenker der Sonne, auf einer paradiesischen Insel eigene Rinderherden und war so heftig empört, als man sie ihm eines Tages schlachtete, daß er die Frevler im Meer ersäufte. In der Ilias, dem großartigen Epos der Welt, wird Hera, die schönste Göttin, die rindsäugige genannt.

Eine solch schöne Kuh war einst Laubi gewesen. Trotz dieser guten Erinnerungsbilder hätte der Mann sie verkauft, hätte ihn nicht ein gewichtiger Grund davon abgehalten. Ihn erfüllte eine unlösbare Verstrickung mit dieser Kreatur. 20 Jahre lang war sie das Herzstück des Stalles, das Zeichen des Glückes, der Mittelpunkt vieler Gespräche und Unterhaltungen gewesen. Ein

eigentümliches Geschehen erhöhte die Kuh zu dieser merkwürdigen Ehre.

Der Besitzer des Hofes hatte ursprünglich vier Kinder. Eines, der älteste Sohn, fiel im Krieg, zwei Töchter hatten sich gut in die Stadt verheiratet, nur der Jüngste, Artur, war noch zu Hause. Er sollte den Hof als Erbe übernehmen. Aber er fuhr lieber als Chauffeur eines Langholzwagens, der einer großen Holzhandlung in der Schweiz gehörte, in halb Europa herum; das war ihm interessanter und angenehmer, als auf einem eigenen Hof unter Anweisung der Eltern im abgelegenen Schwarzwald zu arbeiten. Da sei er der Knecht der Tiere, der Felder und Wälder. Es sei eine überwundene Vorstellung vom freien Bauern, der ein kleiner Fürst auf seinem Grund und Boden sei. In der Stadt sei man viel freier. Dort schaffe man seine acht Stunden, sei gut bezahlt, sozial nach jeder Richtung versorgt, sehe und erlebe etwas, er käme in der Welt herum und sei wahrhaft frei.

Nichts, kein Einwand und keine Bitte des Vaters, und auch der Mutter, die sich aus Mitleid, nicht aus Überzeugung auf die Seite ihres Mannes stellte, hatte den Sohn bewegen können, auf dem Ahnenhof in den Bergen zu bleiben. Ja, er hatte den Eltern geraten, den Hof zu verkaufen, oder, wenn sie sich nicht von ihm trennen könnten, und das verstehe er durchaus, denn Grundbesitz sei fast die einzig sichere Geldanlage, sollten sie ihn an gute Menschen verpachten und sich im „Libdighüsli“ einen friedlichen Lebensabend gönnen; sie hätten sich wahrlich genug geplagt. Da hatte der Vater gebebt, geflucht und schließlich ruhig gesagt, er schufte auf seinem Hof bis zum letzten Atemzug, er verrate ihn nicht, ihn, der die Heimat, das Glück, die Nahrung, die Quelle des Lebens, der feste Standpunkt in der aufgeregten, oft verrückten Welt gewesen sei, er lasse alles beim alten, ja, beim alten, ihm, dem ungetreuen Sohn zum Trotz, der

ganzen modernen Zeit zum Trotz. Man solle sehen, es gäbe noch Treue und Beständigkeit, noch Liebe zu anderm als nur zu Geld und gutem Leben und zu Fahrten in der Welt herum. Und wenn er den Hof nicht wolle, hole er einen Neffen hierher, führe ihn in alle Arbeiten ein und übergebe ihn ihm eines Tages, selbstverständlich mit der Bedingung, daß dieses Anwesen nie verkauft werden dürfe, immer auf einen direkten Nachkommen vererbt werden müsse.

Der Alte hing, da er nun bald alles für immer verlassen mußte, mit Inbrunst, ja fast krankhaft an jeder Kleinigkeit in Haus und Feld. Alles ließ er so, wie es einmal war, alles sammelte, versorgte und verwahrte er. In seinen grauen Haaren und mit seinen manchmal ein wenig zitternden Händen fühlte er sich tief dem Hof, dem Land und den vergangenen und kommenden Geschlechtern verpflichtet.

Nicht daß er altmodisch, hinterwäldlerisch geblieben wäre! Im Gegenteil! Er elektrifizierte und motorisierte sein Haus, schaffte moderne Maschinen, Geräte und Fahrzeuge an, hielt Telefon, Radio- und Fernsehapparat, besuchte seine Kinder in der Stadt, nahm die Enkel zeitweise zu sich auf den Hof. Aber das blieben freundliche Äußerlichkeiten, die ihm das Leben bequem machten, ihn aber nicht tiefer beglückten. Im Innern litt und darbt er, verlangte er nach seinem Sohn, trennte er sich nicht von Laubi, besuchte das Tier an seiner Wand.

Es hob dann dankbar das hängende mächtige Schädelhaus, drehte es ihm langsam zu, muhte dumpf und dunkel. Aber ihm schien, als erwarte es ihn freudig, als höre er lebhaftere, reiche Töne.

Nun war der ersehnte Artur unerwartet vor acht Tagen mitten in der Woche mit Sack und Pack aus der Schweiz heimgekehrt und hatte erklärt, er bleibe unwiderruflich daheim. Auf zweifelnde Fragen über diesen jähen Wandel wich er den Eltern beharrlich aus, aber diese waren glücklich. Der Vater

sah wieder Morgenlicht und schüttelte seine spinnigen Gedanken über die Zukunft des Hauses ab.

Eines Vormittags trat nun der Metzger, der zugleich der Wirt des Dorfes war, mit einem harten, geschmeidigen Knotenstock bewaffnet, vom Hofbesitzer und Artur begleitet, in den Stall an die steinige Mauer zu Laubi. Bei ihrem Anblick sprach er unverzüglich von Schindacker und Abdeckerei. Aber, er war bereit, die Kuh mitzunehmen, mehr der Bäuerin zuliebe als des Fleisches wegen, die sich mit ihm heimlich ins Benehmen gesetzt hatte.

Nun schritt der Besitzer zum Kopf der Kuh, löste die Halskette und streifte ihr ein mitgebrachtes Halfter über. Dabei sprach er mit ihr, streichelte sie beruhigend, weil sie heftig den Atem einzog und ausstieß, und ließ sie überdies mit ihrer harten, blaßroten Zunge an seinem nackten Arm schlecken. Dann kraulte er ihr die wirren Haare auf der Stirne und sprach, nun müßten sie sich voneinander trennen, dies sei die schwerste Stunde ihres Lebens, aber sie sei ihnen immer eine gute Kuh gewesen, und sie würden sie nie vergessen. Dann führte er sie behutsam zur Türe.

Als sie miteinander am Schlächter vorbeikamen, stockte, wankte, stolperte sie. Der Bauer deutete dieses Zögern falsch und meinte, Blindheit und lange Klauen machten sie hinfällig. Wieder sprach er ihr gut zu. Vor der Stalltüre blieb sie zwar stehen, aber die frische Luft bewirkte, daß ein merkwürdiges, neues Leben erregend in den Knochenberg fuhr, so wie ein offenes Erdöllicht aufflackert, wenn ein frischer Luftzug auf es trifft.

Laubi hielt jäh an, hob staunend den Kopf, stieß das feuchte Maul nach vorne, streckte die Zunge hervor, ringelte sie ein paarmal genüßlich in der Luft und muhte mit einem tiefinnern, langgezogenen Grollen, daß alle davon ergriffen wurden. Klage? Jammer? Sehnsucht? Unerklärbar! Dann

hob sie langsam das Maul gegen den Himmel gleich einer ungeheueren Trompete und stieß nachhaltig einen durchdringenden Ruf signalhaft heraus. Ein gequälter Urlaut der Waldkreatur!

Artur sagte gedankenvoll zum Metzger: „Mit der bist du noch nicht zu Haus.“ — „Ich hab schon allein einen sechzehn Zentner schweren Ochsen bezwungen“, erwiderte dieser, faßte das Halfter kürzer und straffer, gab der Kuh einen Schlag mit dem Stecken über den Rücken und setzte sich mit einem Abschiedswort in Bewegung.

Aber die Kuh blieb stehen. Großes Erstaunen! Nach einem weiteren Schlag mit Zuruf bockte sie vorne auf und drängte zurück. Nun geschah Unerwartetes, nie Dagewesenes. Sie gehorchte weder auf die vielen Schläge des Metzgers, noch den Schmeicheleien des ehemaligen Herrn, noch irgend einer Gewaltmaßnahme der drei Männer. Wie angewurzelt stand sie.

Jetzt riet Artur dem Metzger, er solle sich hinters Haus begeben, sie rieche den „Metzger“ und mißtraue ihm. Der Wirt: „Oh, Weibergeschwätz!“ Der Vater stimmte aber seinem Sohn zu, und der Wirt schritt hinter das Haus. Artur redete der Kuh gut zu, streichelte sie und lockte dann mit „Hü, Laubi!“ Sie folgte ihm in einer gestelzten Gangart über die grüne Hofraite bis zur Straße. Nun trat der Metzger wieder zu ihr hin, erfaßte zuversichtlich das Halfter, streichelte sie zu allem Überfluß auch, verabschiedete sich und begann den Weg. Weil er zu rasch ging, stolperte die Kuh über eine Hinterklaue und gleich darauf über eine Vorderklaue. Darauf blieb sie stehen, sog pfeifend die Luft ein, stieß gierig die fahle Schlangenzunge rechts oder links aus dem Maule hervor, reckte den zerbeulten Trompetenkopf zum Himmel hinauf, brüllte ein an- und abschwellendes U-wu, U-wu, senkte dann merkwürdigerweise den Kopf bis auf den Boden, lauerte in dieser Wartestellung einige Sekunden, lauerte, lauerte, und keuch-

te und grochste in einem schmerzvollen Erstickungsanfall. Das rumpelte und polterte wie eine in einem Hauswinkel gefangene Windhose. Dann hob sie entschlossen den Kopf und drängte den Wächter ungestüm und brutal von der Straße weg in die Wiese hinein. Da schlug dieser zornig und blindlings mit seinem Stecken auf sie los. Da geschah es.

Die ungelenke, alte Kuh turnte mühsam vorne hoch, stand auf den Hinterbeinen wie ein Zirkuspferd, ließ sich auf die Vorderbeine fallen, wankte, riß sich vom Besitzer los und jagte unverzüglich in langen Sprüngen, den Schwanz senkrecht in die Höhe gestellt, davon, wobei der plumpe Hängebauch wie eine Glocke hin und her schwang. Ein alter, maskierter Mensch im Fastnachtskleid! Artur und der Wirt mußten zunächst über den wackligen Galopp lachen, aber bald schwiegen sie und ließen kein Auge mehr von der Kuh. Bald stolperte sie über ihre Klauen so ungeschickt, daß sie schmerzvoll auf die Erde fiel, nur noch wenig mit den Beinen schlägelte, als habe sie alle Knochen gebrochen und müsse verenden. Doch rang sie unter heftigen Anstrengungen den dünnen Kopf hoch, keuchte, rang sich auf die Beine, trabte an und raste weiter. Man erkannte, daß sie an dem Sturz über die Klauen gelernt hatte, denn sie hob die Beine jetzt hoch wie ein stelzend gehendes Zirkuspferd. Eine tolpatschige Burleske! So rannte sie zunächst ziellos und stier geradeaus und hielt direkt auf einen starken Kirschbaum zu. Schon fürchteten die Männer, sie pralle an den felsmächtigen Stamm; doch eine knappe Spanne vor ihm wich sie zur Seite und raste vorbei, ohne die Flucht zu hemmen. Immer schaukelte der Bauch hin und her, und manchmal warfen die Hinterhufe Erde auf.

„Wohin die Reise? Wie lange hält sie aus?“ Plötzlich blieb sie steif stehen, die Vorderbeine gegrätscht in die Erde gestoßen, und lauerte mit hängendem Kopf zur Erde hin.

Der Mann stöhnte: „Es ist ein kleiner Graben dort.“ Schon führte sie eine Wendung von 90 Grad aus, rannte am Graben entlang und setzte an günstigerer, für die Männer unsichtbarer Stelle über. „Als ob sie sähe“ und „unbegreiflich!“ flüsternten Vater und Sohn fast zugleich.

Hatten sich die Zuschauer bisher nur über die starken Kräfte gewundert, die das elendliche Stalltier immer noch ausgrub, so wurden sie jetzt von Mitleid erfüllt. So wie ein Auto von brennendem, unsichtbarem Benzin getrieben wird, so schien es ihnen, werde sie von einer ungekannten Riesenkraft gehetzt. Die Zuschauer starrten auf sie und suchten diese Macht zu ergründen: „Was hat sie nur?“ — „Wer hätte ihr das zugetraut?“ — „Wie das weitergehen wird?“

Die Kuh holperte durch das Wiesengrün, als springe ein unregelmäßiger Felsblock über einen Abhang hinab: unkoordiniert, unberechenbar, wuchtig. Jetzt nahm sie die Richtung auf einen Hochspannungsmasten, ein Eisenskelett mit schrägen Stahlstäben. Sie hielt die Richtung auf ihn so genau ein, daß der Bauer schon die Augen bedeckte und der Sohn den gewaltigen Anprall am eigenen Körper zu spüren vermeinte. Doch auch dieses Hindernis erfaßte sie noch zu allerletzt und bohrte wieder die beiden gespreizten Vorderbeine in den weichen Erdgrund. Doch warf der Schwung sie an den Masten, ein Horn klirrte am Eisen, und ein Zittern der Drähte oben in der Luft meldete das Unglück in die zwei entgegengesetzten Richtungen. Dann knickte sie in die Knie, beschnupperte das feindliche Eisen, stöhnte, gurgelte, rang sich auf die Beine, holperte weiter, holperte, stolperte . . .

Sie gelangte an einen dunkelgrünen Getreideaufwuchs. Wird sie ihn . . . ? Doch die Blinde hielt plötzlich am Rande, schnupperte an dem saftigen Meer der jungen Sprosse, schlug die Zunge in das würzige Mahl, rupfte aber nicht von der verbotenen Speise und rannte vielmehr dicht an ihm entlang, ohne

einen Halm zu zertreten. Einen nur spannenhohen Markstein im Wege umbog sie. Mit aufgerissenen Augen, als sähe er in ein Wunder, bekannte der Bauer: „Ist das möglich!“

Ergriffen antwortete ihm der Schlächter: „Du, das weiß kein Mensch. Die Natur! Die Natur! Ich sag es ja schon lange.“

Am queren Rand des Getreideackers zog sich ein Trampelpfad hin. Laubi zögerte, beschnüffelte ihn, trompetete zum Himmel hinauf, so, als sei ihr keine Ruhe gegönnt, sie müsse rennen, rennen, senkte den Schädel, bog rechtwinklig ab und folgte dem Pfad: Euter und Bauch schwingend, Erde hinten hoch werfend, steil den Schwanz.

Jetzt bemerkte man, daß auf diesem Pfad ein junges, kräftiges Mädchen daher kam: weißes Kopftuch im blonden Haar, Graspichel in der Hand. Es war Erda, die Tochter des Nachbarn. Schon eilte Artur dem Tier nach, laut es zurückrufend, das Mädchen warnend.

Erda aber steckte die Gabel ins Feld, hielt der Anstürmenden mit lockenden Worten einen Wisch schnell gerupften Grases entgegen, wich flink, als das Tier unvermindert auf sie zuraste, einen Schritt zurück, ergriff aber das Halfter und brachte es mit beschwichtigenden Worten und Zurufen zum Verweilen. Sie sprach mit der Kuh, streichelte sie, ließ sie am Arm schlecken, legte gar den andern Arm um ihren Hals, tätschelte sie überdies und gewann sie dazu, umzukehren und mit ihr den Weg zu den drei Männern zu nehmen.

Welch glückliches Ende dieser Verirrung! Diese Enträtselung! Frieden lag wieder auf den Fluren! Ruhe! Gutes Leben!

Das hatte dieses junge Mädchen im Nebenhin geschafft. Wie lieblich hob sich aber auch seine Frische neben der Zerstörung ab! Ein Bild des Glaubens, der Zukunft!

Artur ging Erda entgegen, und mit vielen anerkennenden Worten wollte er ihr die Ausreißerin abnehmen. Diese aber wehrte sich, wich zurück, muhte, knurrte, grollte. Er

aber glaubte, was das Mädchen könne, könne er noch allemal besser, und er wollte mit seinen starken Kräften den Kuhschädel in die entgegengesetzte, in die Heimatrichtung drängen. Aber! Die Blinde ertrug diese Gewalt nicht. Sie zerrte am Seil, brüllte, schrie mit Hingebung, drängte Artur zur Seite, riß sich los und rannte, Kopf tief, Hörner voraus, dem Hause zu, als gelte es, den Stierbändiger umzurennen. Bauch, Wampe und Euter schwankten mächtig nach beiden Seiten.

Plötzlich wurde sie unsicher, blieb stehen, brach gar in die Knie, preßte den langen Hals, die ganze Kehle an den Boden, schrie, röhrte, grochste über den Boden weg, — eine seltene und entsetzliche Stellung! — rang sich auf die Vorderbeine, stürmte weiter, nahm biegsam wie sehend eine Bodenwelle, erreichte die Straße, folgte ihr, bog genau am Fußweg zur Hofraite ein, nahm Richtung Stalltüre. Doch brach sie erneut vorne in die Knie, drohte umzufallen, rang sich diesmal vergebens in die Höhe, drückte erneut die lange Kehle, das Maul weit vorwärts reckend, auf die Wiese und preßte japsende, donnernde Brummlaute wie in einem Erstickenanfall hervor. Was wollte das Tier schon wieder in dieser noch nie gesehenen, absonderlichen Stellung? Innige Berührung mit dem Boden? Damit es nicht umfalle? Rätsel! Dunkelheiten des organischen Geschehens?

Nur schwer gelang es der Kuh, auf die Beine und ins Laufen zu kommen. Als sie jetzt in die Nähe der zwei Männer kam, erkannten diese, daß sich das Körperliche an ihr auflöse, so, als trüge sie eine Lichtquelle in sich. Dann erkannten sie auch, daß es Angst war, die sie erfüllte, eine kreatürliche, namenlose Angst. Litt sie unter ihrer Schwäche? Unter Verlassenheit? Unter Einsamkeit? Unter Unwissenheit? Suchte sie jetzt eine Zuflucht, dort, wo sie diese immer gefunden hatte?

Noch einmal brach sie zusammen, preßte sie keuchend den langen Hals mit dem vorgestreckten Schädel auf die Erde und würgte eine Brüll-Klagemischung hervor. Wieder versuchte sie, auf die Beine zu kommen, stand auch schon auf dem linken Vorderbein, knickte aber jäh im sägeartig hervorstechenden Rückgrat scharf ein, so als habe jemand mit einem mächtigen Prügel auf sie eingeschlagen. Sie fiel hilflos auf die Seite, und für den Augenblick sah es sogar so aus, als erliege sie dem Schlag. Doch überwand sie ihn mit krampfhaften Mühen, kam in Etappen auf ihre vier Beine und wankte davon, langsam, zitternd, zaghaft, kraftlos, zwischen Müssen und Nicht-mehr-können.

Die vier Zuschauer gaben erschüttert ihrer Teilnahme Ausdruck, aber dann meinte der Metzger, man solle sie nicht mehr in den Stall hinein lassen, sie verende am besten im Freien. Da warf der Vater einen Blick in sein Gesicht und sah schmerzvoll zur Seite. Schon torkelte das Tier durch die offene Tür an seinen alten Platz.

Während der Wirt mit einem kleinen Spaß „Sie hat noch einmal eine Reise machen wollen“, über den Ernst der Stunde hinwegzukommen versuchte, — manche Leute verdecken Unsicherheit oder Nichtwissen mit einer Lustigkeit, — folgten sie alle vier der Kuh in den Stall. Was würde sie tun?

Sie hatte ihren Platz an der Wand eingenommen, die zwei Vorderbeine gespreizt, still und lauschend mit zum Boden hängenden Kopf, so als erwarte sie den Ansturm eines Gegners. Jetzt von der Nähe sah man auch, daß ihr Fell ungezählte, nasse Wellen

bildete; aus dem Maul hingen Geschmacksfäden voller Luftblasen, glitzernd wie Glaskugeln; die aufgeblähten Nasenflügel bebten, und selbst der große Muskel der Hinterkeule bebte unter der Haut.

Mit einem Ruck senkte sich der Kopf tief, tiefer, bis das Maul den Boden fast erreichte. So stand sie eine lange, lange Minute. Niemand sprach ein Wort, niemand bewegte sich; selbst die Nachbarskühe verhielten sich lautlos. Plötzlich quollen beide Augen hervor, starrten verquer, und mit einem schweren Fall plumpste sie zu Boden, stöhnte, und streckte die vier Beine starr vor sich. Dann zog sie in einer furchtbaren Anstrengung die Vorderbeine unter sich, kam noch einmal auf die Knie, doch dann . . . Eine unbegreifliche Macht zwang ihr den Kopf aufrecht gegen den Himmel und bog ihn gar mit brutaler Gewalt langsam nach hinten, dem Rücken, dem Kreuz zu, so daß der Stirnwulst zwischen den Hörnern das Rückgrat fast berührte. Eine entsetzliche Verkrampfung! Man meinte, das Genick müsse abbrechen, die Kuh wolle sich aus einer finstern, verstockten Welt ins Helle und Freie erheben.

Erda flüsterte, sie könne es nicht mehr mit ansehen und verließ den Stall, Artur folgte ihr. Der Metzger rief, man solle ihm schnell das große Messer holen, damit er sie „stechen“ und das Fleisch retten könne. Da ging auch der Vater mit zuckendem Gesicht hinweg. Als er jetzt Artur begegnete, rief er ihm böse zu: „Hol du das Messer! So etwas kannst du doch machen, kaltblütig des Nutzens wegen!“

Gustav Albiez, Freiburg



Carl August Ringwald 1819—1877

Das Steinkohlenbergwerk Berghaupten unter C. A. Ringwald

Vorwort

Der hier dargestellte Betriebsabschnitt des Steinkohlenbergbaus in Berghaupten bei Offenburg umfaßt etwa die Jahre 1863 bis 1877. In dieser Zeit war der in Emmendingen ansässige Tabakgroßhändler Carl August Ringwald maßgebend am Bergwerk beteiligt. Er wurde vom Grubenbetriebsführer mehr oder weniger regelmäßig brieflich über den Geschäftsablauf informiert. Diese Betriebsberichte und einige andere Akten sind dank der Fürsorge seiner Enkelin, Frau Margrit Bader in Emmendingen, erhalten geblieben. Die vorliegende Abhandlung beruht daher vorwiegend in der Auswertung

der vorhandenen Werksberichte. Daraus erfährt man leider nur das, was der Betriebsführer an Ringwald meldete, nicht jedoch dessen Antwort; und allzu oft enthalten die Briefe den Vermerk: „Alles antere mündlich“.

Als Betriebsführer der Steinkohlengrube Berghaupten war von 1854 bis 1864 der Berginspektor Heinrich Daub tätig. Von ihm sind 19 Briefe und Berichte erhalten. Sein Nachfolger wurde der Obersteiger Michael Ehmüller. Dieser ist 1811 geboren. Nach seinen Angaben war er 1827 in Saarbrücken vom Lehrhauer zum Vollhauer aufgerückt. Später ging er als Hauer zur Stein-

kohlengrube Hagenbach bei Zunsweier und wurde nach einem halben Jahr zum Steiger befördert. 1837 wurde er dort zum Obersteiger und Betriebsführer ernannt. 1864 wechselte er in gleicher Eigenschaft zur Steinkohlengrube Berghaupten. Er wohnte zunächst noch in Rütthof bei Zunsweier, wo seine erste Frau herstammte. Hier erinnert ein Sandsteinkreuz an den Stifter M(ichael) E(hmüller). Ab 1872 sind seine Briefe von Offenburg datiert, wo er ein Haus gekauft hatte. Dort starb er 1887 und wurde in Zunsweier begraben.

Die Berichte von Ehmüller sind interessant als Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte von Mittelbaden und zur technischen Entwicklung des Steinkohlenbergbaus vor 100 Jahren; aber sie sind nicht leicht zu lesen, weil der Verfasser eine sehr „eigenwillige“ Rechtschreibung gebrauchte und kaum Kommas verwendete. Dazu kam eine vielfach sehr unbeholfene Ausdrucksweise, deren Sinn man oft erraten muß. In seiner bergmännischen Fachsprache erscheinen manche Worte, die heute nicht mehr verwendet werden; sie entsprechen auch nicht immer dem bergtechnischen Sprachgebrauch; trotzdem benütze ich oft die Ehmüller'schen Ausdrücke, um urtext-nah zu berichten. Dem Stil seiner Zeit entsprechend erscheinen viele Redewendungen aus dem militärischen Bereich. Manchmal muß Eigenlob mit dem Hinweis auf frühere Leistungen über mangelnde neue Erfolgsmeldungen hinweghelfen („Als ich vor 12 Jahren . . .“). Einige Briefe scheinen vom Empfänger sehr unfreundlich aufgenommen worden zu sein; sie wurden zerknüllt, wie heute noch zu erkennen ist.

Vorhanden sind 190 Briefe des Obersteigers Ehmüller. Dazu kommen noch 32 Briefe seines Sohnes — Michael Ehmüller jun. —, der als Verwalter auf der Grube Berghaupten wohnte und die kaufmännischen Geschäfte erledigte. Wo im folgenden von Ehmüller gesprochen wird, handelt es sich immer um Ehmüller senior.

In der Berichtszeit galt die süddeutsche Guldenwährung. Der Gulden (fl) war unterteilt in 60 Kreuzer (kr). Ab 1. Januar 1876 wurde die Markwährung eingeführt mit einem Kurs von 1 Gulden = 1,71 Mark. 1 Kreuzer war also 2,857 Pfennig. Ab 1. 7. 1829 galt ausschließlich das mit Verordnung vom 10. 11. 1810 eingeführte „Neue Maaß- und Gewichtssystem“: Danach wurde der badische Fuß (') auf 3 französische Dezimeter festgesetzt; dieser hatte 10 badische Zoll (") zu 3 cm. Als Grubenmaß diente das neue badische Lachter (°) zu 10' = 3,00 franz. Meter. 1 Kubikfuß = 0,027 Kubikmeter. Das Metersystem gilt seit dem 1. Januar 1872. Als Gewicht ist seit 1810 der Zentner zu 100 Pfund = 50 Kilogramm gebräuchlich und seit 1872 die Tonne (t) zu 1000 kg = 20 Zentner.

Geologie

Südbaden hat eine Reihe von Karbonvorkommen, aber nur im Bereich von Diersburg-Berghaupten südlich von Offenburg sind darin so viel Kohlen enthalten, daß sich ein bescheidener Steinkohlenbergbau entwickeln konnte. Der Fossilinhalt verweist dieses Vorkommen ins Oberkarbon; er ist äquivalent den Unteren Saarbrücker Schichten (Sterzel). Die Formation besteht aus Sandsteinen, Konglomeraten, Tonsteinen, Schiefertone und Steinkohlen. Die Karbonzone zieht als schmaler Streifen von Diersburg in NO-Richtung nach Berghaupten und ist auf 4000 m Länge nachgewiesen. Ihre Breite schwankt zwischen 40 und 400 m. Diese Karbonschichten sind zwischen Gneis im Norden und Granit im Süden eingemuldet (Ziervogel) oder verschuppt (Wilser).¹⁾ Diese Gebirgsbildung muß schon im Karbon stattgefunden haben, weil jüngere Schichten fehlen. Nach neuesten Untersuchungen handelt es sich um eine nach SO überkippte Mulde mit spiegelbildlicher Wiederholung der Schichten (Federer). Die Karbonzone ist

in sich durch Horizontalverschiebungen stark zerklüftet.

Die Hauptmenge der geförderten Steinkohle war ein aschenreicher Anthrazit mit 4—6 % flüchtigen Bestandteilen. Einzelne Flöze führen die sog. Schmiedekohle, die nach heutiger Benennung mit 10—15 % flüchtigen Bestandteilen der Eß- bzw. Magerkohle zuzurechnen ist. Der Kohlenstoffgehalt der Kohlen schwankt zwischen 71 und 87 %, der Aschegehalt zwischen 4 und 21 %. Das spezifische Gewicht beträgt bei der guten Sorte etwa 1,25 und steigt bei hohem Aschegehalt bis 1,67. Der Heizwert der Kohlen ist mit 6 500 bis 8 100 Wärme-Einheiten entsprechend dem geringeren Kohlenstoffgehalt niedriger als bei Ruhrkohle.

Firmengeschichte

Das Steinkohlenlager Diersburg-Berghaupten wurde 1753 entdeckt. Es erstreckt sich über 4 Gemarkungen, und dementsprechend waren 4 Grundherren für die Verleihung der Bergbauberechtigung zuständig: für Diersburg²⁾ die Freiherren Röder von Diersburg, für Niederschopfheim die Freiherren von Franckenstein, für Zunsweier die Fürsten von der Leyen³⁾ und für Berghaupten die Reichsfreiherren von der Schleiß. Die Kohlengewinnung begann im Bereich der „Barack“ mit Gräbereien auf dem Ausgehenden des Kohlenlagers. Später trieb man Stollen, und erst 1830 wurde auf Grube Hagenbach der erste Schacht abgeteuft (Kempf).

Ältestes Schriftstück in den Ringwaldschen Akten ist ein in Abschrift vorliegender Erblehen-Brief vom Juni 1818. Darin verliehen die Relikte des weil. Reichsfreiherrn von und zu der Schleiß zu Berghaupten, nämlich die Freifrau v. Brandenstein geb. von der Schleiß mit ihren Töchtern Freifräulein Therese und Kunigunde von der Schleiß dem Handelsmann Jakob Anton Derndinger zu Ichenheim die in der Grundherrschaftlichen Gemarkung, jedoch ohne

den Bellenwald, aufsetzenden Steinkohlenvorkommen. Dieser Erbbestand gab Derndinger das ausschließliche Recht, nach Steinkohlen zu schürfen, zu graben, Stollen anzulegen, Schächte und Taglichter⁴⁾ abzusenken und die geförderte Steinkohle auf jede Art zu verwerten, zu verkaufen oder selbst zu konsumieren. Der Beständer⁵⁾ hatte eine jährliche Recognition von 22 Gulden und von jedem verkauften Zentner Kohlen 3 Kreuzer als Zehnten an die Herrschaft zu zahlen. In einem Nachtrag vom 26. 4. 1832 wurde dieser Bestandsvertrag auch auf den der Grundherrschaft gehörenden Teil des Bellenwaldes ausgedehnt und die Recognition auf 33 Gulden erhöht.

Die Gruben Diersburg und Hagenbach (Zunsweier) gehörten seit 1837 zur „Steinkohlenbergwerksgesellschaft Offenburg“. In Berghaupten betrieb J. A. Derndinger das Bergwerk bis 1844 allein. Dann bildete sich eine Gesellschaft mit einem Kapital von 168 000 fl, wovon 108 000 fl auf den Kaufpreis entfielen. Günstige Förderergebnisse führten 1853 zur Gründung einer Aktiengesellschaft mit 420 000 fl; davon wurden 319 000 fl als Kaufpreis in Aktien bezahlt. Die neue Firma nannte sich: „AKTIENGESELLSCHAFT STEINKOHLGRUBEN BERGHAUPTEN“. 1856 wurde die Berghauptener-Knappschafts-Casse geschaffen, worüber im Abschnitt „Belegschaft“ zu berichten sein wird. Zu dieser Zeit wurden als Direktionsmitglieder genannt: Domänen-Direktor a. D. du Mont, sowie K. F. Sohler/Gengenbach und der Fürst von Fürstenberg. Schon damals liefen Verhandlungen zur Vereinigung mit der Offenburger Gesellschaft; diese scheiterten jedoch, weil wegen der Geldkrise vom Sommer 1857 die vorhandenen Reserveaktien nicht verkauft werden konnten. Das Geschäftsjahr 1857/58 schloß für die Berghauptener wegen hoher Investitionen mit einem Defizit von 22 947 fl. Die geplante Sanierung durch Prioritäts-Obligationen über 80 000 fl mit 5 % Ver-

zinsung und 80 % Ausgabekurs war erfolglos, so daß die Aktiengesellschaft in Konkurs geriet.

Laut Kaufurkunde vom 3. 6. 1861 kauften Carl Friedrich Gschwindt sen. und Johann Kiehle, beide aus Pforzheim, in öffentlicher Zwangsversteigerung für sich und eine zu gründende Gesellschaft das Steinkohlenbergwerk Berghaupten mit allem Zubehör. Der Schätzwert betrug 41 806 fl; der Zuschlag erfolgte für 14 600 fl. Von der Kaufsumme gingen 10 375 fl an den Hofbankier Georg Müller und Genossen in Karlsruhe, ferner 3849 fl an Kajetan Ferdinand Sohler in Gengenbach und 351 fl an die Direktion der AG Steinkohlengruben Berghaupten in Karlsruhe.

Mit Gesellschaftsvertrag vom 10. 3. 1863 wurden 2 Gesellschafter als Mitteilhaber für den Betrieb des Steinkohlenbergwerks Berghaupten aufgenommen: nämlich Johann Georg Mezger aus Kippenheim und Carl August Ringwald aus Emmendingen. Danach waren Gschwindt, Kiehle, Mezger und Ringwald zu je $\frac{1}{4}$ an der Gesellschaft beteiligt. Das eingelegte Gesellschaftskapital betrug 21 620 fl. Dieses sollte mit 4 % verzinst werden. Erträge zwischen 4—6 % gingen in den Reservefond. Gewinne über 6 % waren gutzuschreiben oder auszuzahlen. Als Verwalter wurde der bisherige technische Leiter, Heinrich Daub, bestellt. Am 1. 5. 1863 wurde durch Rundschreiben bekanntgegeben: „Mit Gegenwärtigem beehren wir uns anzuzeigen, daß wir das Berghaupt'ner Kohlen-Bergwerk käuflich erworben haben, und daß wir nun die Ausbeutung desselben unter der Firma STEINKOHLN-GRUBEN BERGHauptEN GSCHWINDT & COMP. betreiben werden.“

Unser Gesellschafter, Herr C. A. Ringwald in Emmendingen, wird als Vorstand, und unser Verwalter, Herr Daub in Berghaupten, als Handelsbevollmächtigter für die Gesellschaft unterzeichnen.“

Mit Vertrag vom 11. 6. 1863 verkaufte Ökonom Johann Kiehle seinen Anteil an den Gutsbesitzer Carl Friedrich Gschwindt in Pforzheim für 5405 fl. Dadurch erhielt Gschwindt $\frac{1}{2}$ Anteil, während Mezger und Ringwald je $\frac{1}{4}$ Anteil besaßen. Der Mitteilhaber J. G. Mezger geriet 1867 in Geldschwierigkeiten und fragte seine Mitteilhaber an, ob sie seinen Anteil an Berghaupten übernehmen wollten oder ob sie es vorzögen, diesen öffentlich versteigern zu lassen. Als dann über das Vermögen von J. G. Mezger/Kippenheim die Gant eröffnet wurde, stellte das Amtsgericht Ettenheim fest, daß die Firma Gschwindt & Comp. nach Art. 123 Ziffer 3 des Handelsgesetzbuches als aufgelöst zu betrachten sei. Das Amtsgericht Gengenbach erhielt den Auftrag, den Vermögensstand der Gesellschaft zu erheben, um den Wert des Mezgerschen Anteils festzustellen. Der von Gschwindt und Ringwald eingebrachte Revisionsantrag wurden sowohl vom Kreisgericht Offenburg wie auch vom Grh. Oberhofgericht abgewiesen.

Auch 1868 suchte die Berghauptener Gesellschaft zu einer Vereinigung mit der Offenburgener Gesellschaft zu kommen, wobei der Frh. Röder von Diersburg vermittelte. Der Versuch scheiterte jedoch am Widerstand von deren Direktor Brost, der behauptete, die Grube in Berghaupten sei rein nichts wert und habe zu viel Wasser. Das Geschäftsjahr 1867/68⁶⁾ brachte eine Verzinsung von $3\frac{1}{5}$ %. Die Kapitaleinlagen hatten sich folgendermaßen verschoben:

C. F. Gschwindt	21 453 fl
C. A. Ringwald	11 699 fl
J. G. Mezger	8 759 fl
M. Ehmüller	1 000 fl
Gesamt	42 911 fl

1867 war der Teilhaber C. F. Gschwindt sen. gestorben und sein Anteil ging auf die Erben über. Das Beteiligungsverhältnis stand dann zu $\frac{5}{8}$ bei den C. F. Gschwindt-Erben und zu $\frac{3}{8}$ bei C. A. Ringwald.

Am 17. 6. 1872 wurde „auf gemeinsamen Wunsch der Eigenthümer . . . das ganze Geschäft, Activa und Passiva, die Summe zu 33 376 fl 45 kr bestimmend, unter den Eigenthümern zu Eigenthum endgültig versteigert, und hat das ganze Geschäft im letzten Gebot um 17 700 fl Herr C. A. Ringwald von Emmendingen als höchster Käufer zugeschlagen erhalten“. Offenbar konnte man sich nicht einigen, denn gemäß Auszug aus dem Grundbuch wurde das Kohlenbergwerk am 11. 3. 1873 für 11 062 fl 30 kr verkauft von C. F. Gschwindt an C. A. Ringwald, Fabrikant in Emmendingen, Michael Ehmüller, Obersteiger in Offenburg und Philipp Mahler, Rentier in Baden-Baden. Den Kaufschilling bezahlten Ringwald zu $\frac{1}{5}$, Ehmüller zu $\frac{1}{5}$ und Mahler zu $\frac{3}{5}$. Die neue Firmenbezeichnung lautete: STEINKOHLGRUBE RINGWALD & CIE — BERGHaupten.

Im Jahre 1877 starb Carl August Ringwald. Seine Anteile vertrat sein Schwager Ernst Maurer, Fabrikant in Lahr. Fünf Jahre später kam es dann doch zur Vereinigung des ganzen Diersburg-Berghauptener Kohlenreviers: Mit Vertrag vom 27. 9. 1882 verkaufte die Firma Steinkohlengrube Ringwald & Cie, vertreten durch Ernst Maurer in Lahr und Michael Ehmüller in Offenburg an den Vorstand der Steinkohlenbergwerksgesellschaft Offenburg, Christian Baer in Diersburg, sämtliche Steinkohlenbergwerke mit allen Zugehörten, nämlich:

„Lgb.Nr. 198: Hofreite mit Dampfkamin, Wohnhaus mit Stall, Hausgarten, Acker und Wiese;

Lgb.Nr. 639: Hofreite mit Wohnhaus mit Keller und Stall, Scheuer, Holzremise, Backhaus, Schmiedewerkstatt, Dampfkesselhaus mit Dampfkamin, Maschinenhaus, Sägmühle, Wartsaalgebäude, Briquet-Gebäude, Kohlenschopf, Waaghaus, Büro mit Keller, Pulverturm und Schachthaus, Wiese, Acker, Lagerplatz;

Lgb.Nr. 637: Hofreite mit Keller und Stall, Hausgarten;

Lgb.Nr. 638a: Wiese.“

Der Kaufpreis betrug:

für die Liegenschaften	20 000 Mark
für die Fahrnisse	30 000 Mark
im Ganzen	<u>50 000 Mark</u>

Es wurden 30 000 Mark in bar bezahlt, die restlichen 20 000 Mark in Aktien der Steinkohlenbergwerksgesellschaft Offenburg: 10 Stück im Nennwert von 5000 ffr = 4000 M zum Kurs von 50 %/o. Die Teilnehmer von Ringwald & Cie einigten sich dahin, daß Mahler den Restkaufschilling 20 000 M für alleinige Rechnung übernahm. Damit endete die Ära Carl August Ringwald.

Aus dem Leben von *Carl August Ringwald* sei folgendes berichtet: Sein Vater Johannes Ringwald wurde 1784 in Keppenbach geboren. Er erwarb 1812 das Weierschloß bei Emmendingen und betrieb hier eine Wirtschaft mit Bad. Hier kam sein Sohn Carl August Ringwald am 2. 5. 1819 zu Welt. Sein Vater starb 1838. Er selbst gründete 1857 die heute noch bestehende Tabakgroßhandlung. Er war verheiratet mit Wilhelmine Maurer aus Lahr. Aus dieser Ehe gingen 2 Kinder hervor: der 1861 geborene Sohn Carl Johann Ringwald (Albiez) und die 1862 geborene Tochter Wilhelmine Karoline. Bei dieser Geburt starb die Mutter.

Carl August Ringwald war eine äußerst aktive Persönlichkeit. Er brachte seine Tabakhandlung rasch zur Blüte. Daneben interessierte er sich für Tabakpflanzung, Karottenanbau, Schwellenhandel und Weinhandel etc. Die unbefriedigende Entwicklung des Berghauptener Bergbaus veranlaßte ihn — z. T. angetrieben von Ehmüller — zur Erkundung anderer bergbaulicher Möglichkeiten: so in der Braunkohle bei Amberg-Schwandorf und in der Steinkohle

von St. Pilt im Elsaß. Er beobachtete auch die Kohlenschürfungen bei Rheinfeldern und am Bodensee: Ehmüller war dazu auch einmal in Bregenz. Zu praktischer Betätigung kam es jedoch bei keinem der verschiedenen Angebote. Politisch trat C. A. Ringwald im Revolutionsjahr 1848 als Führer des Emmendinger Bürgerbataillons hervor. Mehrfach war Ehmüller — allerdings vergeblich — bemüht, für Ringwald im Schwarzwald ein Hofgut ausfindig zu machen, so in Ge-reuth, Nordrach, Haigerach. Ehmüller schrieb dazu, viele Bauern wollten ihre Höfe verkaufen, weil sie keine Knechte und Mägde mehr bekämen; alles verschwinde in die Städte. Oft erfahren wir auch einiges über Weinernten und Weinpreise, wenn Ehmüller die Anweisung bekam, Wein einzukaufen. Darüber hinaus besaß Ehmüller in Wasenweiler neben der ehemaligen Gipsgrube ein eigenes Rebstück, das er Ringwald häufig zum Herbst überließ. Im letzten Brief vom 8. 8. 1877 wünscht Ehmüller seinem Chef viel Erfolg zu seiner Kur in Kissingen. Bei seiner Heimkehr von dort erlag C. A. Ringwald in Emmendingen am 3. 9. 1877 einem Herzschlag.

Über die seitherige Entwicklung des Steinkohlenbergbaus von Diersburg-Berghaupten sei kurz erwähnt: Die Steinkohlenbergwerksgesellschaft Offenburg geriet 1895 in Konkurs. Der Besitz ging an den Gastwirt Albert Mayer in Offenburg über. Von diesem erwarb 1896/97 Carl Johann Ringwald in Emmendingen — der Sohn von C. A. Ringwald — sämtliche Gruben. Er gründete die Firma

STEINKOHLBERGWERK
BERGHauptEN — CARL RINGWALD,

die 1905 in die

STEINKOHLBERGBAU
DIERSBURG-BERGHauptEN GmbH

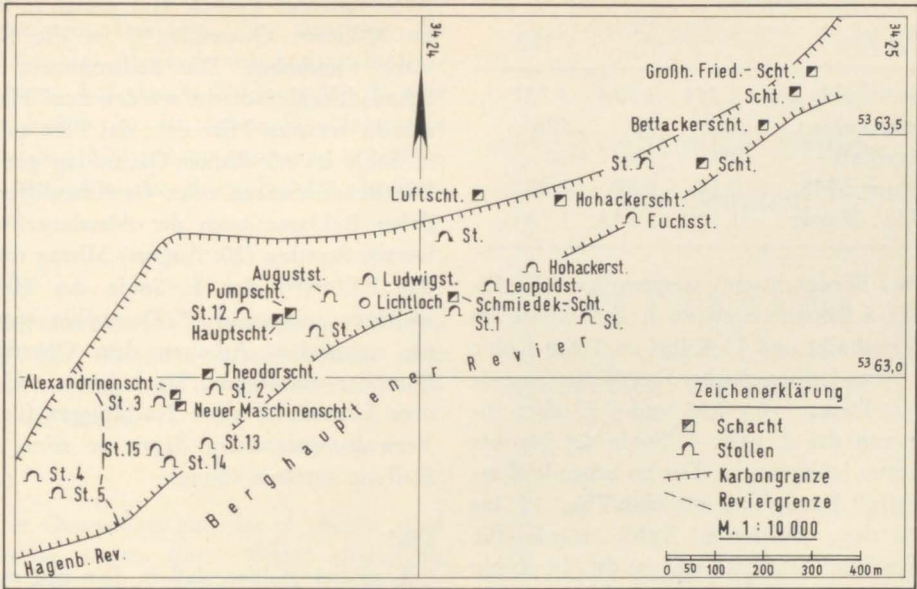
umgewandelt wurde, an der C. J. Ringwald zu 50 % beteiligt war. Die Kohlenförderung lief noch bis 1910 ausschließlich auf

dem Theodorschacht⁷⁾. Dann war auch diese Firma am Ende. — Außer einem kurzen Nachlesebergbau zwischen 1919 und 1924 fand keine Kohlegewinnung mehr statt. Auch der Vierjahresplan brachte keine neuen Impulse, weil nach der Rückgliederung der Saar 1935 zunächst für die Saarkohle ein neuer Absatzmarkt gesucht werden mußte. Die Gesamtförderung der Gruben Diersburg, Hagenbach und Berghaupten in der Zeit von 1753 bis 1910 wurde mit 523 986 t Kohle ermittelt. Dazu kommen weitere 20 749 t nach dem Ersten Weltkrieg.

Betriebsentwicklung

Die Briefe von Daub und Ehmüller sowie die wenigen Kassen-Rapporte und Lohnlisten erlauben es, die bergtechnische Entwicklung des Steinkohlenbergs von Berghaupten einigermaßen zu rekonstruieren:

Als Abbaumethode wurde Firstenbau mit Vollversatz²³⁾ angewandt. Gegen Ende 1854 war hier erst 1 Förderschacht in Betrieb, der Hauptschacht. Die ursprüngliche Göpelförderung wurde auf Dampfkraft umgestellt. Ab Juli wurde der Alexandrinen-Schacht⁸⁾ bis 30 Lachter geteuft. 1855 kam der Schmiedekohlenschacht dazu. Es war also eine Zeit starker Aufschlußtätigkeit. Im Geschäftsjahr 1856/57 erreichte die Kohlenrohförderung in Berghaupten den Höchstbetrag von 125 822 Zentnern. 1857/58 wurden 608 Lachter Strecken⁹⁾ aufgeföhren mit einem Aufwand von 28 679 fl. Die Kohlegewinnung betrug 103 805 Ztn im Wert von 43 111 fl = 25 kr/Ztn. Davon stammten 6275 Ztn aus dem Alexandrinen-schacht, 97 495 Ztn aus dem Hauptschacht und 35 Ztn aus dem Schmiedekohlenschacht. Hauptschacht und Alexandrinen-schacht wurden auf der 1. Sohle miteinander verbunden. Für den Alexandrinen-schacht wurde ein lokomobiler Dampfkessel angeschafft. Der Rückgang der Förderung wurde dadurch hervorgerufen, daß das Koh-



Karte des Berghauptener Kohlenbergwerks

lenflöz am Alexandrinienschacht geringmächtiger wurde und andere Flöze auskeilten¹⁰). 1858/59 forderte ein Wasserdurchbruch zwei Todesopfer. In dieser Zeit wurde der Hohackerscht abgeteuft. 1860 war die Förderung bereits auf 62 498 Ztn Kohle abgesunken bei einer Belegschaft von 40 Mann.

1861

Eine Schätzung der Liegenschaften und Gebäude der AG Steinkohlengruben Berghaupten führt auf: Zechenhaus, Maschinen- und Kesselhaus, Matten, Äcker, Garten, Schachthütte am Alexandrinienschacht mit Bau- und Haldenplatz, Maschinenhaus, Kohlenremise, Schmiede, Wohnung, Stall und Pulverturm mit 6 750 fl. Eine Inventur ergibt u. a. einen Bestand von 108 Pfund Pulver, 9 Schoppen Brennöl für Grubenlampen, 50 Pfund Maschinenöl, 2 Pferde für Kohlentransporte über Land.

Im Oktober kam die ganze Kohlenförderung aus dem Hauptscht, und zwar:

1. Sohle = 132 Wagen Kohle —
2. Sohle = 5 Wagen Kohle
+ 630 Tonnen Wasser
3. Sohle = 21 Wagen Kohle
4. Sohle = — 3 165 Tonnen Wasser

Schachtleistung = 948 Ztr. Kohle
+ 21 853 Ztr. Wasser.

Bei einer Belegschaft von 50 errechnet sich daraus eine Gesamtleistung von ca. 0,04 t Kohle/Mann und Schicht¹¹).

1862

Scht	Mai	Juli	Dezember
Hauptscht:			
Kohle Ztn	3 294	1 734	4 572
Berge Ztn	—	—	2 742
Wasser Ztn	32 845	30 752	43 750

Alexandrinenschacht:

Kohle Ztn	—	—	150
Gesamtkohle Ztn	3 294	1 734	4 722
Gesamtkohle t	165	86	236
Belegschaft	37	34	40
Leistung t/MS	0,18	0,10	0,23
Kohle : Wasser	1 : 10	1 : 18	1 : 9

An Fördermitteln standen zur Verfügung: 8 Förderwagen zu 6 Ztn Kohle im Hauptschacht und 13 Kübel zu 3 Ztn Kohle im Alexandrinenschacht. Das Wasser wurde mit 6 Tonnen von 0,38 und 0,27 cbm Inhalt von der 2. bzw. 4. Sohle des Hauptschachtes hochgezogen. Der zu hebende Wasserzufluß betrug ca. 60 cbm/Tag. 12 bis 19 0/0 der geförderten Kohle wurde für eigene Betriebszwecke verbraucht. In Kohle und weichem Gestein wurde mit der Keilhau gearbeitet. In hartem Gestein war Schießarbeit erforderlich. Das Sprengpulver wurde in Fässern bezogen: von der Pulverfabrik F. Peterhauser in Gruol/Hohenz. und von der Pulverfabrik Johann Liesenberg in Niedereschach/Schwarzwald.

1863

In der Nähe des Hauptschachtes wird ein Fahr- und Pumpschacht abgeteuft. Darin wird eine Pumpe von der Firma Gschwindt & Zimmermann in Karlsruhe eingebaut. Zuerst wird das zugehörige Feldgestänge mit Kunstkreuz montiert.

1864

Im Pumpschacht werden die Pumpensätze eingebaut, sowie das Gestänge und der Kolben montiert. Die Rohrleitung wird in die Sümpfe¹²⁾ der 2. und 3. Sohle gelegt. — In einem Gutachten erklärt Bergrat Walchner: die Vorgänger haben die Aus- und Vorrichtung¹³⁾ vernachlässigt und nur Abbau getrieben. Er empfiehlt Vortrieb in Richtung Hagenbach. — Die Lokomobile für den Dampfhaspel am Alexandrinenschacht

soll umgestellt werden. Auf dessen 2. Sohle im südlichen Querschlag¹⁴⁾ ist die Kohle stark verschoben. Die Seiltrommeln vom Schmiedekohlenschacht werden zum Hauptschacht versetzt. Hier sieht das Flöz auf der 3. Sohle im nördlichen Querschlag gut aus. Die Brückenwaage zeigt Gewichts-differenz, daher Reklamationen der Abnehmer. „Am letzten Samstag (20. August) Mittag stürzte das Füllort¹⁵⁾ der 1. Sohle des Hauptschachtes zusammen.“ Daraufhin wurden die technischen Arbeiten dem Obersteiger Ehmüller übertragen. Daub bittet um baldige Einstellung eines Nachfolgers für die Verwaltungsarbeiten, damit er seine neue Stellung antreten könne.

1865

Ehmüller meldet, daß in dem neu aufgefahrenen Kohlenlager von 10' durch eine Verwerfung Stein anstehe „und raubte mir die Kohlen dodall weg...“ Ein anderes Flöz ist 9' mächtig: „wie ich dasselbe genau untersuchte fant ich mehr als die Hälfte in Wehrtloßen Klantzschifer...“ In der Auf-fahrung gegen den Berg ist die Kohle derber. Der Dampfkessel wird erneuert. Die Lage ist traurig: von den 2 schönen Kohlen-nestern der Vorgänger steht nur noch ein kleiner Teil. Der Tiefbau zeigt nichts Bau-würdiges. „In der Haubt Kohlenmulde ist alles Kreuz und Guär... und mit Wasser angefüllt... und die Kohlen sind dodall zerschlagen... überall quillt Wasser her-aus...“ Der Dampfkessel ist wieder un-dicht.

1866

Im Februar muß ununterbrochen gepumpt werden; trotzdem steigt das Wasser bis über die 3. Sohle. Im 2. Gesenk im Haupttrum¹⁶⁾ stehen tote Wetter¹⁷⁾, so daß die Lampen nicht mehr brennen. Der Dampfkessel wird zum dritten Mal repariert; „trotzdem Mehl hineingeworfen wird, daß sichs sonach verstopft“, muß er noch zum 4. und 5. Mal ge-

flickt werden. Das Gesenk¹⁸⁾ steht in einer Vertaubung. Das neue Flöz steht mit der 2. Sohle des Alexandrinschachtes in Verbindung. Auf der 3. Sohle stehen 5' sehr gute Kohle. In der Schmiedekohlenstrecke sind schon 5 alte Baue über- und unterfahren, wo schon die Alten Kohlen abgebaut haben.

1867

Ehmüllers Briefe enthalten nur Klagen über den schlechten Geschäftsgang, aber keine Angaben über die technische Entwicklung der Grube.

1868

Der Querschlag auf der 2. Sohle wird zeitweise wegen toter Wetter eingestellt. Man plant den Anbau einer Sägeeinrichtung. Ehmüller wünscht, „daß ich nur noch ein Drum von der Mächtigkeit und Güte aufzudecken das Glück hätte, wie meine Vorgänger eins dem Untergang anheimstellten...“ und „daß uns auch einmahl ein rechtes Lager, nicht nur Knollen, wie schon einige Mahl...“ beschieden seien! „Die östliche Auffahrung auf der 2. Sohle im Haupt-Drum öffnet sich immer mehr, so daß wir schöne Kohlanbrüche erhoffen“... „Es drängt sich bei unserm Kohlabbau 2. Sohle ein neuer Feind auf, namentlich die Gaaßluft oder schlagenden Wetter... ich laß nur mit der Sicherheitslampe...“ arbeiten.

1869

Tauwetter verursacht grenzenlosen Wasserandrang. Trotz ununterbrochenem Wasserziehen wurde die 3. Sohle überschwemmt. — Jetzt auf dem Zielpunkt angelangt, ist es nicht so erheblich, wie man vermuten durfte. „Jedoch bin ich 35' unter der 2. Sohle mit dem Auslenken aus einem schiefrigen Lager auf eine Wellenweise Einwerfung auf einem Kohlenäst mit 10' Breite



Prospekt für die zu gründende Aktiengesellschaft

gekommen...“ Im südlichen Querschlag wird das 2. Flöz erreicht, „aber leiter das Drum ist sehr schmal und ganz aus seine Lage verjagt...“ Unter der 2. Sohle ist das Niederlochen sehr schwierig: je tiefer man kommt, um so schlechter und schiefriger wird die Kohle. Man fährt der Kohle nach, so geringfügig sie auch ist, bis zum Auskeilen. Die ganze Kohlengewinnung stammt aus dem Haupt-Drum auf der 2. Sohle. Der Dampfkessel muß wieder repariert werden.

1870/71

Briefe ohne technische Angaben.

1872

Es ist ein neuer Dampfkessel angeschafft, der sich als zu klein erweist; daher großer

Krach mit C. F. Gschwindt jun., der ihn besorgte. Im Vortrieb auf der 2. Sohle herrscht große Angst wegen der Gefahr, alte wassergefüllte Schächte anzufahren. Ehmüller stellt zwar fest, daß man 140' von dem im Grubenplan angegebenen Schacht entfernt sei; er kann aber nicht für die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der alten Grubenpläne garantieren und mahnt zur Vorsicht. Er befiehlt strenge Beobachtung, ob zZ trockene Stellen anfangen, naß zu werden. Im Wasserstollen wird auf das Trum mit 4' Kohlen ausgelenkt: „In 2 Tagen wahren sie rein weg, es bleibt mir leiter keine Spuhr von Kohl . . .“ Der alte Dampfkessel wird an die F. F. Maschinenfabrik in Immendingen geschickt. Da er jedoch nur noch 3 atü aushält, muß ein neuer hergestellt werden. Der Bezirksrat verlangt den Einbau einer 2. Speisepumpe am Dampfkessel.

1873

– Unser Kohlenabbau verursacht entsetzlich viel Holzkosten. Es muß Holz an Holz gestellt werden, um einsturz sicher zu sein. Der Wasserstollen steht im Schiefer; die Luft ist schlecht: es wird mit einem Bohrloch nach Übertage Luft geschaffen. Die Kohlenstöße¹⁹⁾ sind zerschlagen und mit Schiefer vermischt. Ohne den neuen Dampfkessel wäre die Grube ersoffen. Nur 1 Flöz hat Lagerform, die andern sind durch Schiefer und Stein zerschlagen; dann erscheint ein „Knollenkohl, zT Walzenförmig aufgerollt, zT geknickt“. Es stehen nur diejenigen Kohlen in Abbau, die die frühere Direktion verloren hat. Der Hauptschacht muß von Teufe 200 bis 40' neu in Kästen ausgezimmert werden; das dauert 1/2 Jahr. Auf der Hornstatt¹⁸⁾ 2. Sohle des Hauptschachtes sind ganz gesunde Holzblöcke vom Gebirgsdruck total zerquetscht. Der Hauptschacht ist von der 3. zur 2. Sohle verfüllt. Die Kohlenrümer halten nur bis 15–20' unter der 2. Sohle, und das Haupttrum ist bei 60' unter der 2. Sohle nur noch 1/2' breit und dann

ganz abgeschnitten. Der Fahr- und Pumpenschacht²⁰⁾ wird von Tag bis zu 29' Tiefe neu mit Eichenkästen ausgezimmert. Im Schurfschacht am Bettacker wird wunderschöne Kohle angefrezt²⁵⁾, aber leider war es nur 1 Zentner. Wegen des Wasserzudrangs wird 12 Stunden gearbeitet und 12 Stunden Wasser geschöpft; schließlich wird eine Pumpe eingebaut. Anfang Oktober erreicht der Schacht 90' Tiefe. — Im Kohlenabbau sind die Anbrüche sehr gering: von 4 Wagen Kohle ist nur 1 Wagen Stückkohle. Das Gütchen unterhalb dem Schurfschacht wird gekauft, weil ihm durch den Bergbau das Wasser entzogen werden könnte: der alte Streit zwischen Briederle und Derndinger soll eine Warnung sein! Im Wasserstollen wird Kohle angefrezt, aber nur 8" mächtig; nach 14 Tagen ist sie völlig zerschlagen. Auf der 1 1/2-Sohle kommt die Kohle erst bei 360' Entfernung vom Hauptschacht, während sie sich auf der 2. Sohle schon bei 280' einstellt.

1874

Im Bettackerschacht ist das 4. Drum innerhalb 3 Tagen nach 3' Mächtigkeit total zerschlagen: kein Streichen, kein Fallen mehr meßbar und knollenweise „Einwürfe“ von Schiefer. Es wird von der 1. Sohle weitergeteuft und 27' tiefer mit einem Sitzort²¹⁾ das Flöz weiterverfolgt: es zeigen sich nur kleine Kohlennester. Im Sitzort nach Norden steht „Stickstoff-Gas“; um dieses abzuziehen, wird der Ofen in der Hütte mit einigen Lutten²²⁾ versehen. Nach dem Anfahren des Urgebirges wird noch allen Kohlenspurten nachgefahren, um den Schacht verlassen zu können. —

Im Wasserstollen ist das Schmiedekohlentrümchen zerquetscht. Er steht vor dem Fahrtschacht und soll dann zum Hauptschacht weitergetrieben werden. — Dann wird das Hauptschachttrum angesteuert, in dem schon Derndinger mit Schleppschächten Abbau betrieb. Diese alten Schleppschächte

stehen voll Wasser und müssen angebohrt werden. Das Wasser von der Pumpe fließt jetzt durch den Wasserstollen (= 1. Sohle Hauptschacht) aus.

Ein neuer Schürfstollen wird in Gneis und Lehm angesetzt, dann ein Trümchen Kohle angefahren, später 1' Schmiedekohle. „Nach Sandstein 1 Drum mit großer Pracht angefrezt, ist aber leider wieder nicht von Belang. Das 3. Drum mit 4' Kohle vor Ort ist im Niederlochen bei 48' Tiefe gänzlich abgequetscht.“ In der Fuchsgasse neuer Schürfstollen angesetzt. — Das Drum an der Hagenbacher Grenze ist herausgehauen. Im Feldort auf der 2. Sohle 700' von Hauptschacht gegen Hagenbach setzt die Kohle tiefer hinunter. Sie ist bei 30' unter der Sohle noch 6' dick und staubtrocken. In den Grubenplänen sind keine benachbarten Grubenbaue eingetragen, wonach keine Gefahr von Wassereinbrüchen besteht; aber man kann den alten Grubenplänen nicht trauen. Auf der 1½-Sohle stehen schöne Kohlennester an. Unsere Reserve befindet sich über dem Alexandrinestollen. — Auf der 2. Sohle des Hauptschachtes brach aufgestautes Schachtwasser herein; es konnte aber im zuvor entleerten Schachtsumpf aufgefangen werden. Der Alexandrinenschacht 2. Sohle steht mit der 2. Sohle Hauptschacht in Verbindung.

1875

Der Bettackerschacht hat 1 bis 1½' Schmiedekohle. — Im Alexandrinestollen kommt nach dem Durchbrechen einer Steinwalze im 4. Drum 6' mächtige Kohle; aber davon sind 4' unrein und so verwachsen, daß man sie nicht ausscheiden kann: sie ist daher nur als Gries zu verkaufen. Zeitweise wird an 6 verschiedenen Punkten Kohle gewonnen, besonders in der 2. Sohle im Hangenden, aber die andern 5 Abbaue sind unrein und zT verworfen. — Im Februar kommt es zu einem Wassereinbruch aus einem alten Querschlag und Schacht, der

Gesetze

für die

Berghauptner Knappschafts-Casse

und

Vorschriften

für die

Arbeiter auf den Werken der Berghauptner
Steinbleugruben-Gesellschaft.

d. d. 21. März 1856.

Karlsruhe.

Druck der W. Hasper'schen Hofbuchdruckerei.

1856.

*Statuten der Berghauptner Knappschafts-Casse
und Arbeitsvorschriften — 1856 —*

von den Vorgängern nicht im Grubenplan eingetragen war. Zum Glück war das Gebirge an der Einbruchsstelle fest, so daß das Wasser nur langsam eindrang und der Hauer mit seinem Fördermann fliehen konnte. — Durch die vielen Abbaue und Strecken hat sich der Wasserzudrang seit 11 Jahren um die Hälfte vermehrt. Wenn der Wasserstollen nicht die halbe Last abnähme, müßten zeitweise 2 Pumpen laufen. Mitte April entzündeten sich auf der Grube Hagenbach Gasschwaden, wodurch 2 Arbeiter schwere Verbrennungen erlitten. — Im Niederlochen im Flöz westlich vom Hauptschacht, wo die beste Kohle ansteht, fährt

Ehmüller „einem Strahl Kohl nach auf 70' tief unter der 2. Sohle. Es ist kein Drum und kein Nest, ich kann weder Schacht- noch Stoßbetrieb anlegen“.

Am Alexandrinenschacht ist das Holz völlig vermodert. Der Schacht wird einstürzen. Es muß daher ein neuer zweiter Ausgang geschaffen werden und zwar über einen Schleppschacht vom Alexandrinestollen zur 2. Sohle. Die Hornstatt über dem Alexandrinenschacht ist durch Regen völlig durchweicht und in Bewegung geraten. Die Kohlenester liegen zu weit auseinander, um einen rationellen Betrieb zuzulassen. Die Berge²⁹⁾ für den Versatz müssen zu weit hergeholt werden. Die Fördergleise sind abgelaufen. — Im Kohlenest unter der 2. Sohle, das die einzige Kohle für Ofenheizung bringt, über die nicht geklagt wird, ist es „durch Gasausdünstung aus der Kohl so warm wie in einem Dampfbad“.

An der Westgrenze der Kohlenmulde haben sich die Kohlen muldenförmig aufgebogen. Abwärts ist keine Spur mehr von Kohle, die ebenfalls in totale Verdrückung übergeht. Hier ist große Vorsicht geboten wegen Schlagwetter.

1876

Seit 3 Jahren gibt es fast nur geringe Kohlenanbrüche. Im Abteufen im Ersatz-Schleppschacht für den Alexandrinenschacht ist die Kohle total weg; stattdessen steht ein furchtbar harter Stein an. — Das Kohlenest auf der 2. Sohle muß wegen Gasentwicklung bis zur Ableitung des Gases vorübergehend eingestellt werden; dazu wird ein Querschlag aufgefahren, der aber im festen Gestein nur langsam vorankommt. In den 3 Abbauen sind die Kohlen 2 bis 5' breit.

In einem Querschlag vom Wasserstollen wurden Kohlen angefahren und untersucht: schon kurz danach sind sie gänzlich zerquetscht „Wolte Gott, daß ich mein Kohlen-

feld gegen jenes (Hagenbach) vertauschen könnte“! Bei uns quillt fast auf jeder Arbeit Wasser heraus und drüben in Diersburg und Hagenbach ist's trocken.

Es wird stramm Kohle abgebaut und die schlechte vom Stollen mit der guten vom Hauptdrum tüchtig vermengt. Der Durchschlag zum Alexandrinestollen ist fertig; damit ist auch die Bergförderung abgekürzt. An 3 Stößen steht mächtige Kohle an, aber das Aufrechterhalten der Abbaue erfordert furchtbar viel Holz. Die fatalen Steinwalzen vermindern die Förderung. Auf der 2. Sohle ist der Stein so fest, daß in einem Monat nur 1 Lachter 6 Fuß (4,8 m) aufgefahren werden. — Auf einem Querschlag der 2. Sohle wird Schmiedekohle von 1' Breite entdeckt; das ist höchste Zeit, weil sonst nicht einmal die eigene Schmiede mehr hätte versorgt werden können.

Ohne Wasserstollen wäre die Grube bereits ersoffen. Im Vortrieb zur 2. Sohle des Alexandrinenschachtes stehen in einem Querschlag 6' Kohlen, die in 40' Höhe auskeilen. Der schöne Kohlanbruch erweist sich dann doch nicht so groß, wie zuerst angenommen. Das Nest ist in der Firste 10' und in der Sohle nur 2' breit, nach unten durch eine Steinwalze zerquetscht und nach vorn bei 36' Länge ebenso. Weil unsere Kohlenester gar nicht aneinander anschließen wie auf andern Gruben, so erfordern die Aufschlußarbeiten durch die großen Wege erhebliche Opfer.

1877

Vom Wasserstollen ist mittelst Schleppschacht auf die 2. Sohle des Alexandrinenschachtes durchgeschlagen. Damit wird die Förderung verbilligt und die Luftzufuhr verbessert. Der Alexandrinenschacht war schon beim Abgang von Daub baufällig und konnte nur mühsam bis zum Durchbruch erhalten werden. Der südliche Querschlag auf der 2. Sohle steht im Urgebirge. Im Früh-



Das Denkmal steht zwischen dem Schornstein und dem ehemaligen Verwaltungsgebäude. Die oberen Steinblöcke mögen von einem alten Stolleneingang stammen. Der untere Block erinnert an die Bewältigung der langen Wassergefahr durch einen neuen Stollen im Jahre 1881

jahr muß die Pumpe täglich 18 Stunden in Betrieb sein, obwohl der Wasserstollen $\frac{1}{3}$ des Wassers direkt abführt.

Belegschaft

Das Verhältnis der Arbeiter zum Betrieb wurde im wesentlichen bestimmt durch das „Gesetz für die Berghauptner Knappschafts-Casse und Vorschriften für die Arbeiter auf den Werken der Berghauptner Steinkohlen-gruben-Gesellschaft d.d. 21. März 1856:“

§ 1. Zweck der Casse ist: den Mitgliedern der Knappschaft in Krankheits- und Un-

glücksfällen . . . zeitweise oder dauernde Unterstützung . . . und im Falle völliger Arbeitsunfähigkeit in Folge von Krankheit, Unglück oder Alter, denselben einen angemessenen Ruhegehalt zu gewähren.

§ 2. Zum Verein gehören alle auf den Werken angelegten Obersteiger, Steiger, Grubenarbeiter und ständige Handwerker. Es gibt ständige und unständige Mitglieder . . .

§ 9. Jeder Arbeiter hat zur Knappschafts-Casse beizutragen:

1. Beim Eintritt in den Dienst eine Anfahrtsschicht,

2. Von jedem Gulden verdienten Lohnes
1¹/₂ Kreuzer,

3. Von jeder Beförderung 45 kr bis 1 fl. . . .

§ 12. Für Urlaub ist ein Feierschichtengeld zu entrichten

§ 13. Die Gesellschaft zahlt jährlich 25 Gulden.

§ 15. Die ständigen Mitglieder wählen einen in gutem Rufe stehenden Arzt als Knappschaftsarzt in Gengenbach.

§ 16. Die ständigen Mitglieder sowie Invaliden haben Anspruch auf unentgeltliche ärztliche Behandlung und auf unentgeltlichen Bezug der verordneten Arzneimittel . . .

§ 21. In Erkrankungsfällen erhalten die ständigen Mitglieder von dem Tage an, an dem sie sich krank melden, die Hälfte ihres Schichtlohnes als Krankengeld auf die Dauer von 12 Wochen . . . Bei längerer Dauer werden sie Pensionäre . . . Unständige Mitglieder erhalten das halbe Krankengeld, aber keine Pension . . .

Außerdem werden Begräbniskosten bezahlt. Reisende Bergleute, die nicht eingestellt werden, erhalten eine Reiseunterstützung. Die Pensionen betragen je nach Dienstzeit 4—6 fl/Monat.

Die Vorschriften für die Arbeiter sind in 50 Artikeln niedergelegt. Sie besagen u. a.: Art. 2. Die von der Staatsbehörde vorgeschriebenen Ausweise, als Paß, Wanderbuch, Arbeitsbuch oder Abkehrschein sind auf dem Werk-Bureau zu hinterlegen.

Art. 3. Der eintretende Arbeiter verpflichtet sich zunächst auf 4 Wochen zur Probe. Später gilt für ständige Arbeiter 4wöchige Kündigung.

Art. 4. Die Tauglichkeit ist durch ärztliches Zeugnis nachzuweisen.

Ferner wird bestimmt, daß bei ansteckender Krankheit die Grube zu meiden ist, daß Urlaub gegeben werden kann, daß Jeder an Knappschaftsversammlung und bergmännischen Aufzügen teilzunehmen hat.

Art. 9 Verbündungen, um die Arbeit zu verhindern oder auszusetzen, Zusammenrottungen im Innern oder in der Nähe des Werks, sowie überhaupt Versuche die Ruhe zu stören, sind bei Strafe der Ablegung verboten.

Art. 11. Wer wegen eines entehrenden Verbrechens durch das Gericht bestraft wird, muß sofort entlassen werden . . .

Es gibt ferner Bestimmungen über die Verwendung der Sicherheitslampe und die Schießarbeit. Auch auf Staubbekämpfung — verbunden mit besserer Bohrleistung — war man schon bedacht: „wer es unterläßt, unter sich fahrende Bohrlöcher naß zu bohren, ist straffällig“. Der normale Strafrahmen beträgt 12 kr im ersten, 24 kr im zweiten und 48 kr im dritten Fall. Darüber hinaus droht Entlassung. Alle Strafgeder fließen in die Knappschafts-Casse.

Der Amtsarzt Scheible in Gengenbach bezog für die Behandlung der Knappschaftsmitglieder 50 fl/Jahr. Nach der Lohnliste vom Dezember 1862 hatte die Belegschaft folgende Zusammensetzung und Löhnung:

Das Gehalt von Berginspektor Daub betrug 50 fl/Monat. Die Belegschaft schwankte je nach Jahreszeit und Absatzlage. Ehmüller beklagte sich mehrfach darüber, daß bei Aussaat und Ernte viele Leute der Arbeit fernbleiben und zT bei den Bauern besser verdienen. Die Arbeitszeit dauerte 12 Stunden. Das Vermögen der Knappschaftskasse war zT in 3⁰/₀-Staatsbahn-Obligationen angelegt. Mehrfach wird in den 1870er Jahren berichtet, daß Nachbarbetriebe (Sägereien) die Bergleute mit hohem Lohnangebot (72 kr/12 Std) weglocken. Überall steigen die Löhne: „die jetzige Regierung ist zu spendit“.

Zwischen 1860 und 1880 schwankte die Gesamtleistung in der 12stündigen Schicht zwischen ca. 0,1 und 0,4 t geförderte Kohle pro Mann. Diese geringe Leistung ist jedoch kein Verschulden der Belegschaft, sondern bedingt durch die schlechten Lagerungs-

Aufsicht:	Steiger Paul Beh	60 kr/Schicht
Kohlenmesser:	Steiger Xaver Ruf	45 kr/Schicht
Schmiede	1 Mann	51 kr/Schicht
Zimmerung	2 Mann	51 + 41 kr/Schicht
Pferdeknecht	1 Mann	38 kr/Schicht
Maschinenwärter	2 Mann	42 kr/Schicht
Heizer	2 Mann	41 + 36 kr/Schicht
Anschläger	3 Mann	39 kr/Schicht
Aushänger	3 Mann	33 kr/Schicht
Karrenläufer	8 Mann	36 ϕ kr/Schicht
Förderbuben	4 Mann	24 ϕ kr/Schicht
Hauer	12 Mann	45 ϕ kr/Schicht

Belegschaft 40 Mann; Monatliche Lohnsumme = 608 fl

verhältnisse. Ehmüller äußert sich verschiedentlich befriedigt über den Arbeitseifer seiner Bergleute. Allerdings wirft er ihnen vor, den Gefahren gegenüber zu sorglos zu sein. Die Schichtlöhne sind bewußt niedrig gehalten, um zu Akkordarbeit zu ermuntern.

Die Berghauptener Knappschaft beging alljährlich die Barbarafeier. Dazu stiftete die Gesellschaft jedesmal 15 fl. 1874 versprach Ehmüller — gute Kohlanbrüche vorausgesetzt — die Knappschaft „mit einem schönen Fahnen auszurüsten“ und gab dabei der Hoffnung Ausdruck, daß sich die Belegschaft dazu entschliefse, „Bergmans Montur Anzuschaffen“. Dies hatte Ehmüller s. Z. in Diersburg auch durchgesetzt.

1875 schlägt Ehmüller vor, die Löhne zu erhöhen, weil Viele wegliefen und anderswo 12—24 kr im Tag mehr verdienen; man müsse unbedingt verhindern, daß die besten Hauer auch noch weggehen. Als dann 1876 die Steinkohlenbergwerksgesellschaft Offenburg auf 8stündige Arbeitszeit mit dem bisher für 12 Stunden bezahlten Lohn übergeht, werden die Berghauptener Bergleute „ganz aufhebig, ein Förderer ist schon durch, einige von unsern Hauern möchten . . . auch noch“. Diese Arbeitszeitverkürzung mit vollem Lohnausgleich brachte für Berghaupten viel Wirbel; sie konnte sich aber als Allein-

gang eines Einzelbetriebes zunächst nicht durchsetzen, denn erst 1887 wurde der Knappschaft der 8-Stunden-Tag endgültig zugestimmt. So ist das Jahr 1876 durch erhebliche Lohnsteigerungen gekennzeichnet, denen keine Mehreinnahmen gegenüberstehen. Als 1882 die Fa. Ringwald das Bergwerk verkaufte, ging auch die Knappschaftskasse unter den seitherigen statuarischen Bedingungen auf den Käufer über.

Betriebsergebnisse

Die Aufbereitung der Steinkohle von Berghaupten bestand im Absieben der zutage gebrachten Förderkohle auf „Gittern“ und im Ausklauben von Sandstein und Schiefer. So wurden folgende verkaufsfähigen Produkte hergestellt:

- 1) Stückkohle, d. h. die beim Absieben anfallende Grobkohle;
- 2) Griefskohle, d. h. die durch das „Gitter“ fallende Feinkohle;
- 3) Ausbeute oder Grubenkohle, das ist nicht abgesiebte Förderkohle, so wie sie aus der Grube kommt.

Die gasarme Anthrazitkohle benötigte besonders konstruierte Roste, um das Erlöschen zu verhindern: vielfach wurde deshalb Ruhrkohle beigemischt; früher hatte man der

Berghauptener Kohle Lehm und Wasser beigemischt. Für Zimmerheizung stand die sog. Schmiedekohle zur Verfügung. Durch den starken Gebirgsdruck neigte die Stückkohle zum Zerfallen; sie mußte daher schonend behandelt werden; möglichst wenig umladen, kein langes Lagern. Ursprünglich wurde der Kohlenversand durch Pferdefuhrwerke bewerkstelligt. Nach Eröffnung der Kinzigtalbahn (1868) dienten diese im wesentlichen der Zufuhr zum Bahnhof Gengenbach. Oft gab es hier Klagen wegen verspäteter Waggonbeistellung. Zwar ermöglichte die Eisenbahn Frachtersparnisse, aber sie brachte auch die Konkurrenz ins Land, nämlich die Kohlen von Ruhr und Saar. Der Frachtvorsprung der einheimischen Kohle wurde leider durch Mängel in der Qualität aufgehoben.

Laut Inserat im Ortenauer Boten vom 7. 10. 1862 betragen die Preise für

Stückkohlen	30 kr/Ztn
Grubenkohlen	21 kr/Ztn
Grieskohlen	15 kr/Ztn.

Das Geschäftsjahr 1861/62 brachte für Gschwindt & Kiehnle bei einem Verkauf von 28 500 Ztn Kohlen eine Zubeiße von 3979 fl. Als Nebeneinnahmen erscheinen jeweils Güterpacht und Wiesenertrag. Für 1867/68 ergab sich ein Überschuß von 1524 fl, was einer Verzinsung von $3\frac{1}{5}\%$ des Geschäftskapitals entspricht. Für die Bergsteuer²⁴) wurde daraus ein Betrag von 76 fl angefordert.

Es war eine der Hauptaufgaben des Obersteigers, für den Absatz der Kohlen („Kohl-Verschleiß“) zu sorgen. Der Verkauf mußte dem Anfallen der verschiedenen Kohlensorten angepaßt werden, denn sonst konnte der Fall eintreten, daß Stückkohle zerschlagen werden mußte, was zum geringeren Erlös zusätzliche Arbeitskosten brachte. Der Kleinverkauf an Private war relativ gering. Die Existenz der Berghauptener Steinkohlengrube beruhte auf den Lie-

ferungen an Fabriken. Allein die Spinnerei und Weberei Walter Claus in Offenburg nahm zeitweise 10 000 Ztn Grieskohle pro Jahr ab. Die Roßhaarspinnerei Otto Maurer in Lahr — der Schwager von C. A. Ringwald — und später sein Sohn Ernst Maurer bezogen ihre Kohle aus Berghaupten. Besonders wichtige Abnehmer waren die Cichorienfabriken, die in den 1870er/1880er Jahren ihre Blütezeit erlebten. Die Kohle wurde gebraucht zum Darren der Cichorienwurzeln. Neben den Hauptbetrieben in Lahr errichteten die Firmen Niederlagen in Achern und Bühl, die mit Darreinrichtungen ausgestattet wurden, um Frachtkosten zu sparen. Diese beiden Filialbetriebe der Firmen Voelcker und Trampler (C. F. Heidlauff) wurden wegen günstiger Frachtlage vorzugsweise von Berghaupten aus beliefert, ebenso Sievert/Lahr und Achern. Die entferntesten Abnehmer waren die Kohlenhandlung Kuenzer in Freiburg/Br. und die Knopffabrik Reißler allda. Als Saisonbetriebe wurden mehrere Ziegeleien bis nach Waldkirch und Straßburg versorgt. Dagegen blieben Angebote an die Saline Dürrheim ohne Erfolg.

Ehmüller war — wie auch sein Sohn — viel unterwegs zur Kundschaft. Da galt es, die oft nasse Berghauptener Kohle gegen die trockene Diersburger und Hagenbacher Kohle zu verteidigen. Die Abnehmer spielten vielfach mit Erfolg die hiesigen 3 Gruben gegeneinander aus. Infolgedessen mußten immer wieder Preiszugeständnisse gemacht werden. Vor allem aber war da die mächtige Konkurrenz der Saar- und Ruhrkohle, die immer wieder zu Preisnachlässen zwang. Wichtig war es auch, die Heizer und Aufseher in den Fabriken mit den Besonderheiten der Kohle vertraut zu machen. Manchmal wurde auch mit einem Trinkgeld etwas nachgeholfen. Die meiste Kohle wurde auf Kredit verkauft. Infolgedessen mußte oft gegen säumige Kunden vorgegangen wer-

den: „Die Leute kennen keine Zahlungspflichten mehr!“ Auch die Offenburger Steinkohlenbergwerksgesellschaft ließ nichts unversucht, um sich einen möglichst hohen Marktanteil zu sichern, wie z. B. durch Androhung des Boykotts gegen die Niederschopfheimer Fuhrleute, falls diese für Berghaupten fahren sollten. Außerdem hatte diese 12 „Hauderer“, die mit ihren Fuhr-

werken die Kohlen von Diersburg in der weiteren Umgebung verhausierten.

Während in den 1860er Jahren oft über Absatzmangel geklagt wird, heißt es in den 1870er Jahren häufig, daß die Kohle weggehe, so wie sie aus dem Schacht komme. Über die Förderung der Steinkohlengrube Berghaupten unterrichtet folgende Aufstellung:

Jahr	Verwertbare Förderung in Ztn.	Wert	φ Arbeiter
1860	62 498	20 833 Gulden	40
1861	33 100	11 033 Gulden	45
1862	35 844	12 665 Gulden	38
1863	36 600	12 965 Gulden	50
1864	60 000	20 000 Gulden	50
1865	25 000	7 000 Gulden	30
1866	12 000	4 000 Gulden	18
1867	30 000	10 000 Gulden	25
1868	32 000	8 500 Gulden	25
1869	53 478	13 369 Gulden	30
1870	60 000	18 000 Gulden	30
1871	76 936	15 442 Thaler	30
1872	79 825	17 676 Thaler	28
1873	80 246	20 599 Thaler	40
1874	70 208	16 033 Thaler	40
1875	73 107	47 248 Mark	45
1876	71 518	45 730 Mark	40
1877	51 902	32 930 Mark	46
1878	43 407	22 194 Mark	30
1879	47 998	23 916 Mark	30
1880	79 840	38 407 Mark	35

Mit ihren 30—50 Mann Belegschaft war das Steinkohlenbergwerk Berghaupten nur ein Kleinbetrieb. Mehr als eine kleine Rendite konnte bei dieser Betriebsgröße nie herauskommen. Im letzten Brief an Ringwald schreibt Ehmüller am 8. 8. 1877, daß Geld aufgenommen werden müsse zu $4\frac{1}{2}\%$ Zins. Das sei zwar etwas „schinabel“, aber es bleibe nichts anderes übrig.

Zusammenfassung

Die Berichte des Obersteigers Ehmüller geben ein Bild der außerordentlich schwierigen Lagerstättenverhältnisse im nordöstlichen Teil der Diersburg-Berghauptener Karbonmulde. Dieses steht in krassem Gegensatz zu verschiedenen späteren Gutachten, die ihren Vorratsberechnungen gleichbleibende Flözmächtigkeiten zu Grunde leg-

ten. Aber in Wirklichkeit sind die Flöze durch Gebirgsbewegungen zerrieben und abgeschert. Bei diesen tektonischen Vorgängen hat die Kohle als Schmiermittel gewirkt. Der Inkohlungsgrad reicht dementsprechend von der Magerkohle über den Anthrazit als Hauptmasse bis zu Graphitschnüren. Die Kohlenflöze wurden bei der Einmuldung regelrecht ausgewalzt und nur ganz selten einmal hat dabei die Kohlenmächtigkeit zugenommen. Die Ehmüller'schen Ausdrücke „Steinwalze, Schieferknollen, Knollenkohle, Kohlennester“ zeigen die Situation erschreckend deutlich. Es gibt keine durchgehenden Flöze mehr; deshalb lassen sich auch keine Mengenberechnungen aufstellen. (Leonhard).

Der Steinkohlenbergbau von Berghaupten kam 1910 zum Erliegen. Schuld daran waren in erster Linie die schwierigen Gebirgsverhältnisse, welche hohe Vorrichtungskosten verursachten und jede Planung behinderten. Die schlechte Qualität der Kohle hätte eine bessere Aufbereitung verlangt. Hohe Holzkosten und steigende Löhne ließen bei dieser geringen Grubenleistung keinen wirtschaftlichen Erfolg zu.

Anmerkungen

¹⁾ Sterzel untersuchte leider nur Museumstücke. Wenn er sein Material selbst in der Grube gesammelt hätte, wäre die Frage „Mulde oder Schuppen?“ durch Beobachtung der Schichtoberflächen geklärt.

²⁾ Neuer Ortsname für Diersburg = Hohberg.

³⁾ Die Fürsten von der Leyen hatten damals ihren Sitz in Bliescastell und waren in der dortigen Gegend bergbaulich tätig. Von den Herren v. Geroldseck hatten sie auch den Bergbau in Emersbach/Kinzig übernommen.

⁴⁾ Taglichter = Lichtschächte.

⁵⁾ Beständer = Pächter.

⁶⁾ Das Geschäftsjahr dauerte jeweils vom 1. Juni bis 31. Mai.

⁷⁾ Der Theodorschacht ist benannt nach dem Kommerzienrat Theodor Henning aus Karlsruhe, ab 1904 Teilhaber der Grube.

⁸⁾ Der Alexandrinschacht verdankt seinen Namen wahrscheinl. der Tochter des Großherzogs Leopold: Alexandrine Luise (1820—1904).

⁹⁾ Strecken sind ebene Verbindungswege unter Tage.

¹⁰⁾ Auskeilen = Dünnerwerden eines Flözes bis zum Verschwinden.

¹¹⁾ Zum Vergleich: Ruhrbergbau 1972: 4,3 t pro Mann und Schicht. 1920 = 0,64 t/MS.

¹²⁾ Sümpfe = tiefste Stelle des Schachtes oder besondere Vertiefungen, wo das Wasser zusammenläuft.

¹³⁾ Ausrichtung = Aufschließung der Lagerstätte durch Schächte, Stollen und Strecken, Vorrichtung = Vorbereitung eines Lagerstätten-teiles für die Gewinnungsarbeit (Abbau).

¹⁴⁾ Querschlag = Stollen oder Strecke quer zu den Gebirgsschichten.

¹⁵⁾ Füllort = die Stelle, wo der Förderkorb im Schacht gefüllt wird (Anschlag), d. h. die Haltestellen des Förderkorbes auf den einzelnen Sohlen (Etagen).

¹⁶⁾ Trum = Drum kommt aus dem Erzbergbau und bedeutet: Erzgang. Ehmüller verwendet diesen Ausdruck für die steilstehenden Kohlenflöze.

¹⁷⁾ Wetter = die Luft im Bergwerk; Tote Wetter = nicht atembare sauerstoffarme Gase; Schlagende Wetter = explosive Gase: Methan-Luft-Gemisch.

¹⁸⁾ Gesenk = kleiner Schacht; Schleppschacht = schräger Schacht. Hornstatt = Haspelkammer, wo über einem Schleppschacht oder Gesenk ein Haspel aufgestellt ist, um damit den Kohlenkübel hochzuziehen.

¹⁹⁾ Stoß = Wand des Stollens oder Abbaufrent.

²⁰⁾ Fahrtschacht: ein Schacht zum Ein- und Ausfahren der Belegschaft. Dazu klettert man auf Fahrten (Leitern).

²¹⁾ Sitzort: sehr enger Vortrieb von Stollen oder Strecken, wo man nur im Sitzen arbeiten kann.

²²⁾ Lutten sind Blechrohre zum Be- und Entlüften.

²³⁾ Berge = taubes Gestein; Versatz = Auffüllen von leeren Grubenräumen mit taubem Gestein.

²⁴⁾ Die Bergsteuer betrug 5% des Reingewinns aus verliehenen Bergwerksfeldern. Sie wurde ab 1. 1. 1886 durch die Einkommensteuer ersetzt. 1828 war sie eingeführt worden als Ersatz für alle früheren Bergbau-Abgaben.

²⁵⁾ angefretzt = angeritzt, d. h. mit Ritzwerk (Eintreiben von Keilen) hereingebrochen.

Literatur

Albiez, Gustav: Carl Johann Ringwald — ein badischer Bergbaupionier — Ekkhart-Jahrbuch 1970 der „Badischen Heimat“ S. 74/87. (Darin sind 2 Druckfehler zu berichtigen: S. 79 linke Spalte Zeile 5 ist „Steinkohle“ durch „Stückkohle“ zu ersetzen; S. 86 linke Spalte Zeile 27 muß es heißen: „Weinheim“ statt „Weingarten“.)

Federer, Otto: Beitrag zur Morphologie und Tektonik des unteren Kinzigtals. Dissertation Freiburg/Br. 1970.

Kempf, J. K.: Geschichte der Steinkohlenbergwerke Berghaupten und Diersburg von 1755 bis 1890.

Buchbesprechungen

Ricke, Helmut: Hans Morinck. Ein Wegbereiter der Barockskulptur am Bodensee. — Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1973. 288 S., davon 188 S. Text u. 56 Taf. mit 130 Abb. DM 56.—.

Der aus den Niederlanden stammende, seit 1578 in Konstanz tätige Bildhauer Hans Morinck gehört zu den Künstlern um das Jahr 1600, deren Werke man im ganzen Bodenseegebiet antrifft. Er ist von besonderem Typus: Er beherrschte die Formensprache der italienischen Renaissance und vermittelte sie den einheimischen Künstlern der nächsten Generation — Einflüsse der niederländischen Druckgraphik spielten ebenfalls mit — und gleichzeitig vollzog er die Wendung von der spätgotischen zu einer modernen Arbeitsweise. In der Vermischung dieser Elemente wurde Morinck zu einem wichtigen und bestimmenden Faktor der Kunstlandschaft Bodenseegebiet; ein solider bürgerlicher Erwerbssinn gesellte sich hinzu und trug zur weiten Streuung seiner Schöpfung bei. So war eine grundlegende und umfassende Monographie über diesen Bildhauer schon längst erwünscht. Hier liegt sie nun vor und in exemplarischer Form dazu.

Das Buch umgreift sein Thema souverän. Archivalische Studien und stilkritische Untersuchungen stützen sich gegenseitig, um Morincks Werk in Umfang und Entwicklung herauszustellen und von zeitgenössischen anderen abzusetzen. Ein mit Sorgfalt ausgearbeiteter, ausführlicher und geschickt gegliederter Werkkatalog, eine umfangreiche Vorlage der Quellen zu Leben und Werk des Meisters treten dem vortrefflich geschriebenen darstellenden Teil zur Seite. Ein reicher Abbildungsteil erweist Morinck als qualitativollen Künstler und erlaubt dem Kunsthistoriker das so unumgängliche Vergleichen. Für den Wissenschaftler wie für den Laien liegen so in Rickes Buch eine Summe von hochinteressanten Informationen bereit. Der Verlag Thorbecke hat mit diesem Buch wieder einmal mehr bewiesen, daß er — was die Solidität seiner Produkte betrifft — jedem wissenschaftlichen Verlag absolut gleichwertig ist, ja daß er auch in dieser Hinsicht exemplarische Marken setzt, die durchaus nicht von allen Verlagen der

Branche erreicht werden — und daß er sein hohes Niveau dafür einsetzt, dem Erforschen heimatlicher Themen zu dienen. Robert Feger

Oberrhinesisches Mosaik. Bilder aus einer gesegneten Landschaft. Gesehen von Leif Geiges, beschrieben von Ingeborg Krummer-Schroth. Freiburg i. Br., Verlag Karl Schillinger 1973. 170 Fototaf. m. Text.

Wenn man sich — oder einem anderen, dem man dieses Buch schenkt — die Fülle an Schönheiten natürlicher Formung und künstlerischen Schaffens im ganzen Oberheingebiet vor Augen führen will, kann man jetzt zu dem genannten Werk greifen. Es ist ein Fotobuch, dessen Objekte ästhetisch eigenwillig gesehen und technisch einwandfrei wiedergegeben sind. Leif Geiges sind in der Darstellung von Natur (z. B.: Rheinschnellen bei Istein, Ölberg bei Ehrenstetten, Hochvogesen, Belchen), vom Zusammenklang von Natur und Menschenwerk (z. B. Sausenburg, Wintersweiler, Staufen, Berghäuser Kapelle) großartige Veduten gelungen. Auch die Präsentation von gut ausgewählten Kunst- und kunsthandwerklichen Objekten ist ausgezeichnet (z. B. Basler Münzen, Sündenfall, Ottmarsheim). Auf manchen Seiten wird allerdings auf geschachtelten Kleinstformaten auch des Guten zu viel geboten (z. B. Schliengen, Litschgi, Frühgeschichtliche Funde). Völlig aus dem Rahmen des Bandes fallende Entgleisungen geschmacklicher Art sind eingestreute Fotos im Fremdenverkehrs-Werbungsstil (z. B. Schliengener Weinstube, Alemannische Spezialitäten, Staufens Ruhm, Fotos bei S. 169, und besonders Foto S. 157 zu Munzingen). In der Gesamtanlage sind als vortrefflich zu vermerken die Gegenüberstellungen von historischem und gegenwärtigem Bestand (z. B. Tennenbach, Istein u. a.). — Die Texte verdankt man Ingeborg Krummer-Schroth; sie sind sachkundig, einigermaßen konzis, aber locker und leicht zu lesen. — In Typographie, äußerer Gestaltung und Einband ist das Buch mustergültig. So ist hier alles in allem ein schöner Bildband in handlichem Format entstanden, der — laut beigegebener Karte oder vorkommenden Orte — das Gebiet vom Rainkopf im Westen bis Bernau im Osten,

von Rappoltsweiler im Norden bis Arlesheim im Süden umgreift — also Badisches, Elsässisches und Schweizerisches: ein Bildband, der dem Touristen in anschaulicher Art solide Information vermittelt und dem Freund und Kenner der Oberrheinlandschaft und ihrer Schätze beim Durchblättern manche schöne Erinnerung wieder wachruft. Inzwischen — 1974 — ist bereits eine zweite, leicht veränderte und in manchem ergänzte Auflage des Bandes erschienen.

Robert Feger

Onken, Thomas: Jakob Karl Stauder: Ein Konstanzer Barockmaler. Ein Beitrag zur Geschichte der süddeutschen Barockmalerei. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1972. 344 S., dav. 47 Taf. mit z. T. farb. Abbild.

Diese außerordentlich sorgfältige und kenntnisreiche Arbeit ist aus einer Zürcher Dissertation hervorgegangen. Man muß — das sei vorweg gesagt — dem Verlag Dank wissen, daß er sie so vorzüglich betreut und ausgestattet hat. Das Thema ist für unser Gebiet hochinteressant, denn Stauders Altarbilder und Deckengemälde sind im ganzen süddeutschen und nordschweizerischen Raum anzutreffen, — in Münsterlingen, Weissenau und Donauwörth ebenso wie in Ottobern, St. Katharimental, Salem, Luzern, Rheinau und Kirchhofen i. Br.; einiges — z. B. in St. Blasien — ist auch zugrunde gegangen.

Stauder stammte aus Oberwil im Kanton Baselland, nahm aber von Konstanz aus seinen Weg. Sein Ruf als eines Ausmalers von Kirchendecken beruhte auf seinen perspektivisch richtig angelegten Scheinarchitekturen und auf seinen dekorativ gestalteten Großszenen einerseits, — andererseits auf seiner dabei angewandten, damals vom Üblichen abweichenden Maltechnik: Stauder malte nicht als fresco — also nicht auf den noch nassen Putz —, sondern al secco, also auf trockenen Grund — und außerdem mit Ölfarben. Neben seinen Deckenausmalungen erweisen auch großformatige Altarblätter ihn als großen Könner.

Th. Onken hat mit größter Akribie die Werke des Malers aufgesucht, beschrieben, den einzelnen Lebens- und Schaffensperioden zugewiesen und in den größeren kunstgeschichtlichen Zusammenhang eingefügt. Er hat im Aufspüren und Auswerten der zerstreuten Quellentexte

enorme wissenschaftliche Arbeit geleistet. Aus dieser Arbeit erwuchs auch neben dem künstlerischen ein biographisches Porträt des Malers, das ihn in seiner Zeit und Umwelt als Persönlichkeit eigener Prägung darstellt. Umfangreiche Kataloge der Deckenbilder, Wandbilder, Staffeleibilder, Zeichnungen der verschollenen Werke — bilden den zweiten, zu bescheiden als „Anhang“ bezeichneten Teil des Buches; hier sind auch ausgewählte Dokumente und Quellentexte zusammengestellt. Es fehlt auch nicht an sehr nützlichen Registern der Namen, Orte und der Bildtitel. Sehr beachtlich der Bildteil, der die Mitte des Buches einnimmt. Der Autor hat mit diesem Buch eine meisterhaft gearbeitete Monographie von wissenschaftlich hohem Rang und von vollendeter Darstellungskunst vorgelegt, die jedem Anspruch mehr als gerecht wird.

Robert Feger

Herman, Manfred: Volkskunst auf dem Hochberg bei Neufra. Zeugnisse der Volksfrömmigkeit auf der Zollernalb. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verl. 1974. 124 S., 68 Taf. z. T. farb. DM 28.—.

Das Buch versteht sich als Dokumentation über die Kunstwerke und vor allem über die Motivtafeln der Hochbergkapelle. Voraus geht ein informativer Text über die Geschichte von Kapelle und Wallfahrt. Ihm ist zu entnehmen, daß nicht nur Diebstähle, sondern auch Restaurierung und Verschleuderung gewaltige Lücken in den ehemals reichen Bestand vor allem malerischen Kunstguts gerissen haben. Es ist demgegenüber das Anliegen des Buches, den noch (z. T. nur noch in Fotos) greifbaren Befund möglichst umfassend im Bild zu erhalten. Dem dient der umfangreiche Tafelteil, der vor allem die zahlreichen naiv, seltener akademisch gemalten Motivtafeln in vorzüglichen farbigen oder schwarzweißen Reproduktionen wiedergibt. Diese Motivtafeln sind nicht nur Zeugnisse der Volksfrömmigkeit, sondern geben auch hochinteressante Aufschlüsse ökonomiegeschichtlicher, trachtenkundlicher und soziologischer Art. Man wird dem Verfasser und den Förderern des Bändchens Dank wissen müssen, daß sie wenigstens im Buche noch einmal zusammengefaßt vorgestellt haben, was z. T. schon untergegangen oder zerstreut ist.

Robert Feger

„Donauland“, ein neues Buch von Rieple.

Hallwag-Verlag, Stuttgart u. Bern, 312 Seiten, Format 17 x 25 cm.

Wir Badener haben das seltene Glück, zwei anerkannte Landbeschreiber in unseren Reihen zu haben: Max Rieple und Günther Imm. Doch, so meint die Bibel, soll man die „Heiligen“ nicht einstufen, sondern sich ihrer freuen und ihre Worte hören. Das ist ein guter Rat.

Max Rieple legt uns ein neues Buch, einen prächtigen Folianten, vor: „Donauland, zwischen Wald, Wein und Wien“, der schon vom Ansehen her viel Freude bereitet. Alles an ihm ist bibliophil extravagant: Papier, Druck, Einband, Bilder — viele ganzseitige, schwarzweiße und farbige —, Titeldruck in Gold. Der Text ist würdig des bewährten Stilisten. Er behandelt ihn denn auch souverän, wie man dies von ihm in allen seinen vielen Büchern kennt.

In einem flotten, klaren, eingängigen, manchmal recht volkstümlichen Schreibstil, wobei er immer in der Sache wissenschaftlich richtig bleibt, führt der versierte Autor durch einen der schönsten Länderstriche Europas, in einem breiten Band an der Donau entlang von Passau bis Wien. Er zeigt die vielen, abwechslungsreichen Naturschönheiten, die Dörfer, Städte, Gewässer, die Täler, die Berge mit den Burgen, den Klöstern, den weltberühmten Kulturstätten. Man vernimmt die Geschichte des Landes von der Urzeit, über die Römer, die Nibelungen, bis in die Gegenwart mit den dazu gehörenden Legenden und Sagen. Man erlebt den „letzten Ritter“ von Wels, die verborgenen Kostbarkeiten von Enns, wandert auf der „Straße der Gotik“ zwischen Steyr und Anstetten, schaut mit Strindberg im Machland mit der bekannten Clam-schlucht in ihren gewaltigen Naturzauber, der in seinem „Inferno“ ein weltweites Echo fand, betrachtet profane, höfische und sakrale Kunstwerke und Kunstschatze, begegnet Neuem und Altem und findet sich schließlich in der gewaltigen Schlußsymphonie: Wien. Diese Weltstadt wird komprimiert und doch umfassend, knapp und doch liebevoll ausgebreitet. Rich. Gäng

Familien Gmelin. Biographien — Genealogien — Dokumente. Neustadt a. d. Aisch, 1973, Verlag Degener & Co., Inhaber Gerhard Geßner, 344 Seiten. Zu beziehen durch Familienverband

Gmelin, 74 Tübingen, Johannesweg 6. Preis: 40.— DM.

Vor nahezu 100 Jahren erschien (1877) das Werk „Stammbaum der Familie Gmelin“ von Dr. Moritz Gmelin, das die weitverzweigte Genealogie der vor allem im schwäbischen Sprachraum beheimateten Familie mustergültig erfaßte. In Fortsetzungsheften und Mitteilungen des Familienverbandes wurde die Arbeit von Dr. Moritz Gmelin weitergeführt. Mit dem hier zur Besprechung vorliegenden Buch werden die Ergebnisse der Familienforschung erneut zusammengefaßt. Da die Familie Gmelin aber auch im badischen Raum vertreten ist (Heidelsheimer Linie, Sinsheimer Linie, Linie Heidelberg-Elsaß; oberbadische Linien; die noch nicht mit dem Grundstamm verknüpfte Meißenheimer Linie), wird mancher Familienforscher in unserem Raum gern nach dem Buch greifen.

Als Mitarbeiter seien hier kurz aufgeführt: Dr. Otto Brauß, Rolf Eilers, Adolf Gmelin, Eberhard Gmelin, Hartmut Gmelin, Hermann Gmelin †, Dr. Walter Gmelin, Paul Gumbel.

In den einleitenden Abschnitten berichten Dr. Walter Gmelin, der 15 Jahre lang Vorsitzender des 1936 gegründeten Familienverbandes Gmelin war, über die Arbeit dieser Vereinigung, Dr. Otto Brauß und Rolf Eilers über „Name und Wappen der Familie Gmelin“ und nochmals Dr. Walter Gmelin über „Das Gmelin-Institut in Frankfurt am Main“, das mit seinen rund 150 Mitarbeitern die Herausgabe des von Dr. Leopold Gmelin 1817 erstmalig herausgegebenen Handbuches der theoretischen Chemie betreut und dessen Veröffentlichungen seit seinem Bestehen (1940) den Umfang von 80 000 Druckseiten erreicht haben.

Die biographischen Skizzen über bedeutende Mitglieder der Familie wurden teils (überarbeitet) von Moritz Gmelin übernommen, teils neu eingefügt. Für den badischen Raum erwähnenswert sind Jeremias Gmelin (1613—1698; 1635 Pfarrer in Wieslet, 1639 in Haltingen und Garnionsprediger in Hüningen/Elsaß, 1651 in Auggen, 1672 Spezialsuperintendent ebd. der Herrschaft Sausenberg; Herausgeber eines Gesangbuches), Georg Adam Gmelin (1721—1799; wandte sich nach anfänglichem Theologiestudium dem Militärdienst zu, wo er es bis zum Generalmajor brachte, lernte viele Länder ken-

nen, bestimmte den größten Teil seines Vermögens zu einer Familienstiftung), Wilhelm Friedrich Gmelin (1760—1820; Kupferstecher, lebte und starb in Rom), Karl Christian Gmelin (1762—1837; Lehrer der Naturgeschichte am Gymnasium Karlsruhe, Direktor des fürstlichen Naturalien-Cabinets, Verfasser der „Flora Badensis Alsatica“, Freund J. P. Hebels, von diesem als „Schlangenfänger“, „Steindoktor“ oder „Chrüterma vo Badewiler“ in Gedichten und Erzählungen erwähnt), Alfred Wilhelm Gmelin (1878—1964; Bankfachmann, Ehrenpräsident der Industrie- und Handelskammer Coburg), Wilhelm Johann (Wassili) von Gmelin (1879—1920; nach juristischen und literarischen Studien in hohen Stellungen des Zarenreiches, zuletzt Oberstleutnant und Adjutant in der „Weißen Armee“, von den Bolschewisten erschossen).

Der genealogische Hauptteil des Buches gliedert sich in der bewährten Art, wie sie Dr. Moritz Gmelin 1877 konzipiert hat, in „Linien“ (Stämme) und „Grade“ (Generationen). Der Stammvater Michael Gmelin lebte (um 1510/15 bis 1576) in Weilheim u. Teck und steht am Anfang der „Grundlinie“, von der sich die Linien Heidelberg-Sinsheim, die oberbadischen Linien, die Stuttgarter Linien, die Tübinger Linien und die Heilbronner Linie abzweigen.

Die Linie Heidelberg-Sinsheim teilt sich in der 5. Generation in die Heidelheimer Linie und die Sinsheimer Linie auf, während sich in der 6. Generation die Linie Heidelberg-Elsaß abspaltet. Wenn auch die Hauptzahl der Familienmitglieder ihren jeweiligen Heimatgebieten treu bleibt, kommen — vor allem in den jüngsten Generationen — auch Abwanderungen in andere deutsche Landschaften und ins Ausland vor. Die Linie Heidelberg-Elsaß führt über den elsässischen Raum nach Frankreich hinein, wobei sogar eine Namensänderung (Gmelin — Gemeh) festzustellen ist.

Die oberbadischen Linien zeigen eine ähnliche Entwicklung. Während Moritz Gmelin 1877 noch drei Linien verfolgte (A: Hauptlinie Badenweiler-Müllheim; B: Jüngere Linie Badenweiler-Müllheim; C: Linie Hülhelheim), mußte die Neubearbeitung eine vierte Linie (D: Corsier-Lausanne) einbeziehen, mit der sich von der 9. Generation ab ein starker Zweig in der französischen Schweiz zu entwickeln beginnt. Auch

im oberbadischen Raum ist neben der Bodenständigkeit der Drang in die Ferne zu spüren, wie er sich bei Alexander Wilhelm Gmelin (1812—1888) besonders deutlich zeigt. Er wurde in Rußland, wohin sein Vater 1795 ausgewandert war, geboren, dort 1836 erblich geadelt und starb in Wilna. Sein Sohn war der oben erwähnte Wilhelm Johann (Wassili) von Gmelin, dessen Frau mit ihrem 1911 geborenen Sohn über Dänemark nach Frankreich auswanderte, wo der Enkel Patrick de Gmeline heute noch lebt.

Die schwäbischen Linien gliedern sich in die Stuttgarter Linien (A: Ältere Stuttgarter Linie; B: Jüngere Stuttgarter Linie; C: Linie Stuttgart-Neuenbürg), in die Tübinger Linien (A: Ältere Tübinger Linie, B: Jüngere Tübinger Linie) und die Heilbronner Linie (1866 in der männlichen Folge ausgestorben). Die Linie Heilbronn-Neckargartach und die Jesinger Linie in Württemberg sowie die Meißheimer Linie in Baden lassen sich noch nicht mit letzter Sicherheit in den Gmelin-Stammbaum einfügen, sind aber der Vollständigkeit halber aufgeführt, vor allem deshalb, weil durch die Veröffentlichung eventuell mögliche Zusammenhänge zutage treten können. Damit schlägt das Buch eine Brücke in die Zukunft und bekräftigt so zugleich seine Daseinsberechtigung.

Unter den Dokumenten des dritten Teiles hat besondere Bedeutung die Faksimile-Wiedergabe des Hochzeitsliedes für Georg Ludwig Gmelin und Eva Gottlieb Heller (Eheschließung 28. 8. 1714 in Stuttgart), weil es eine Rückführung der Gmelin'schen Stammfolge bis zu einem aus Italien eingewanderten Hirten Urbanus Lentulus (Der Langsame, der Gemächliche, der Gmelin!) bringt. Doch tritt Rolf Eilers dieser sagenumwobenen Abstammung in der Einleitung kritisch entgegen.

Ein ausführliches Namens- und Ortsregister sowie eine Fülle von guten Abbildungen (Porträts, Wappen, Stammbaum der Hauptlinien u.a.m.) runden den reichen Inhalt des Buches ab und machen es zu einer Fundgrube, die dem Vorgängerwerk von 1877 in nichts nachsteht. Von der auf 600 Stück beschränkten Auflage ist bereits mehr als die Hälfte verkauft, so daß sich Interessenten rasch entschließen müssen, wenn sie das Buch erwerben wollen. J. Helm

